Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zweiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 42 — **Marburg i. H., den 15. Oktober** — **1908**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Tägliche Plage — Von Steinen, welche reden — Der Religionsunterricht der höheren Schulen und die evangelische Kirche — Soziale Literatur. Erstes Stück (Kulemann, W. Troeltsch, Hirschfeld, Abbe, M. Wenck, Brüggerhoff) — Die 60. Hauptversammlung der Gustav Adolf-Stiftung — Verschiedenes: Zur Trennung von Kirche und Staat in Genf; Die rechtliche Stellung der Gemeinschaftsbewegung; Jugendschriften (Sapper); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Tägliche Plage

Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe. Matth. 6, 31.

Sorglos sollen die Jünger Jesu sein, aber nicht sorglos wie der Leichtsinnige, der in den Tag hinein lebt, unbekümmert um die Zukunft. Denn an Stelle der vielen Sorgen setzt Jesus eine große Sorge: Trachtet nach dem Reiche Gottes, nach der wahren Rechtschaffenheit! Dazu gehört wohl auch, daß man für sein und der Seinen ehrliches Durchkommen sorgt (1. Tim. 4, 8). Auch nicht sorglos wie der Behäbige, der aus dem Vollen schöpft, der sich alles gönnen kann und alle Tage herrlich und in Freuden lebt. Nein! Jesus setzt voraus, daß seine Jünger geplagte Menschenkinder sind, die jeden Tag ihre liebe Not, jeden Tag Verdruß und Aerger haben, ohne das geht es bei ihnen nicht ab. Aber freilich: gehört die Plage zum Tage, so gehört sie zum Leben; wie jeder Tag ein Geschenk Gottes ist, so dann auch eines jeden Tages Plage, und dann ist es wohl gut, daß jeder Tag seine Plage hat, wir können Gott für diese gnädige Anordnung danken.

Ihr lieben mitgeplagten Seelen! sagt an, wer von uns wüßte nicht ein Danklied zu singen davon, wie heilsam es dem Menschen ist, daß er täglich geplagt werde? Bald legt sich die Plage bleischwer auf Kopf und Schultern, das ist ein Druck, aber für den Christen kein Niederdruck, sondern ein Hochdruck, die gepreßten Seelenkräfte schwingen sich empor zur ewigen Quelle der Kraft. Würden wir so beten, wie wir beten, und erfahren, was wir erfahren, wenn die Plage nicht wäre, diese liebe Hand, die wohl hart anfaßt, aber nur daß wir uns nach oben wenden? Bald kommt sie plötzlich wie ein Peitschenhieb, wie ein Ruck, und wie heilsam ist der Ruck! Wir ließen uns gehen, wir machten uns das Leben bequem, jetzt wachen wir jählings auf und gürten die Lenden und sammeln die Kräfte! Gesegnet die tägliche Plage! Sie erhält uns in der Demut, sie reibt uns den Schlaf aus den Augen, sie spornt die Kräfte, sie würzt das Leben, sie erregt schlummernde Kräfte, sie erweitert den Blick und das Herz.

Es ist gut, daß jeder Tag seine Plage habe, aber es ist auch genug! Verdreifachen wir des heutigen Tages Plage nicht, indem wir, über Vergangenes grübelnd, die gestrige Plage zurückrufen und, über Zukünftiges uns ängstigend, die morgende Plage vorwegnehmen. Was dahinten, laß dahinten; was morgen kommt, steht in Gottes Hand; wer weiß, ob dir überhaupt ein Morgen kommt? Einer dreifachen Last sind deine Kräfte nicht gewachsen, aber für des heutigen Tages Plage reichen sie aus, und wenn wir die Bürde frisch und fröhlich anfassen, so löst sie sich in eitel Segen auf.

Aus unserm Andachtsbuch

Von Steinen, welche reden

Ich hatte ein paar Tage Ausspannung nötig und machte mich auf zu einem Streifzuge durch das südwestliche England, Wiltshire und Somerset. Wenn man auch lange in London gelebt hat, so ist das englische Land doch ein ganz neues Kapitel. Dies freie, offene Land, wie man es wandernd betrachtet; die herrschaftlichen Sitze, aus tiefgrünem Rasenteppich und den mannigfaltigsten Baumgruppen von ferne vornehm und behäbig herausschauend; die Dörfer, von so ganz anderer Art als unsere deutschen, wie überglänzt und überschattet von den adligen Gütern rings um sie her, sauber und fein, aber nicht von derber, eigenständiger Bauernart; hin und wieder eine Mühle, eine Brauerei, einzelne große Kornschuppen; ein klarer, ruhiger Fluß unter einer moosigen Steinbrücke, oder ein schilfumwachsener Teich; es liegt eine gedämpfte Schönheit über dem Ganzen, die nur dadurch etwas leidet, daß sie überall zu gleichmäßig wiederkehrt. Wege und Landstraßen, soweit das Auto sie nicht entstellt, sind einsam und friedlich. In der Erinnerung stehen sie meistens vor mir unter dem schwermütigen Sonnenschein des Spätnachmittages, wenn ein stiller kühlender Sommerabend den etwas warmen Tag abzulösen kommt: ein eleganter Zweispänner mit galloniertem Diener rollt vorbei, herausschauen ein paar jener aristokratischen Gesichter, aus denen Erziehung und Gesittung langer Generationen spricht, ein regelmäßig geschnittener, bartloser Männerkopf oder eine freundlich und resolut blickende alte Dame mit rosigem Teint und grauen Locken. Seitab an dem Hügelhang zieht langsam der Schäfer mit seiner Herde heim; die runden, sauberen Kühe dort sind des Grasens müde und lagern wiederkäuend in ihrer Umzäunung; und bis an den Horizont, der sich langsam verschleiert, überfliegt das Auge ein ähnliches Bild ländlicher Anmut und ländlichen Friedens. So habe ich mir als Kind wohl die weite Welt geträumt, die schöne weite, weite Welt da draußen, oder auch das Paradies.

Aber nicht von solchen Eindrücken wollte ich erzählen, sondern von Steinen und Steinbauten und Städten. Das heißt von jenen kleinen Landstädtchen, die hin und her durch das Idyll hin verstreut liegen, jedes in sich selbst wieder solch ein Idyll, von Städten wie Salisbury und Amesbury und Wells. Der Leser fürchte aber nicht, daß nun eingehende topographische Schilderungen kommen sollen. Nur gewisse Erinnerungen möchte ich etwas nachschattieren, Erinnerungen, wie sie mir von ein paar merkwürdigen kirchlichen Bauten geblieben sind.

* * *

Es ist ein frischer, sonniger Morgen. Ich liege auf dem Rasen unter einem weitschattenden Baum innerhalb des geräumigen ummauerten Bezirks, der die Kathedrale von Salisbury einschließt. Unter den niederhängenden Zweigen kann ich

grade den ganzen Prachtbau aus dem leuchtenden Grasgrün in die Höhe steigen sehen; nur der schlanke, elegante Turm, der höchste, dessen England sich rühmen kann (406 englische Fuß), bleibt vom Baumlaub verdeckt. Eine entzückende Harmonie durchdringt die Anlage dieser Kirche. Der Turm, ein wirklicher Turm in unserm Sinne mit hochaufstrebender achteckiger Spitze (spire), bildet den Mittelpunkt, um welchen die Baulinien sich symmetrisch herumlegen, kreuzförmig der Grundriß mit doppeltem Querschiff und einer nach hinten abschließenden Kapelle unsrer lieben Frau (Lady Chapel). Die Architektur ist von einer seltenen Einheitlichkeit, sogenannter frühenglischer Stil, nämlich Frühgothik, wie sie sich in England zwischen dem Ende des 12. und dem Anfang des 14. Jahrhunderts entwickelte. Der Bau ist in der verhältnismäßig kurzen Periode von vierzig Jahren (1220—60) begonnen und vollendet, daher die Geschlossenheit seines Stils. Doch wir wollen nicht vom Stil reden. Damit würde sich Schulstaub auf dies wunderbare Bild legen. Nein, laß uns nur schauen, unter den sachte sich wiegenden Zweigen von diesem grünen Lager aus hinschauen auf die rythmischen, wie krystallisierten Formen, welche Menschengeist und Menschenhand hier aus dem Boden hat aufwachsen lassen.

Die Kathedrale ist einzig, das ist keine Frage. Aber daß sie so wirkt, liegt nicht ganz allein an ihr selbst. Ohne es klar zu erkennen, stehst du bei ihrer Betrachtung noch unter einem andern Einflusse. Du nimmst die Umgebung zugleich mit in dich auf. Es ist doch wirklich herrlich, in was für einem Rahmen sie daliegt, diese Kirche! Zunächst in dem weiten Raum des eigentlichen Kirchenbezirkes, in diesem frischen, duftigen Grün englischen Rasens und breiter Baumkronen, eingefaßt von einer einfachen, niedrigen Mauer, die aber grade so fein silbergrau wie der Ton des ganzen Bauwerks sich rings herumschlingt. Dieser weite, freie Platz ist so recht dazu geschaffen, daß sich darin der ganze Reichtum der Bauformen ungehindert ausbreite, neben der Kirche selbst auch der prachtvolle, wohlerhaltene Kreuzgang und das vornehme achtseitige Kapitelhaus. Das allein schon hebt das Bild sehr. Es kommt aber noch etwas Anderes dazu. Um den Kirchenbezirk herum, welche harmonische Reihe von Gebäuden ist das! Im Süden schließt sich ein großes Grundstück an, auf welchem hinter dichten Bäumen und in ausgedehnten Gärten die verschiedenen Teile des „bischöflichen Palastes" sich bergen. Der reichgeschmückten Westfront der Kathedrale gegenüber liegt die Deanery, ein charaktervolles, durchaus im Einklang mit der Oertlichkeit stehendes Gebäude; südlich davon das sogenannte Königshaus, ein prächtiges Zeugnis der Baukunst des 14. oder 15. Jahrhunderts mit stolzem Eingangs-Torbogen; nördlich von der Deanery ein anderes eigenartiges Haus, wohl gleichfalls aus dem 15. Jahrhundert stammend. Was sich weiter an Gebäuden im Umkreise anschließt, ist, obwohl jünger und weniger hervorstechend, doch mit feinem Gefühl in den Ton des Ganzen hineingepaßt. Wie eine Leibgarde den Fürsten, so umstehen alle diese Gebäude die alte Kathedrale. Den Zugang aber zu diesem ganzen Kirchenplatze hat man durch drei herrliche alte Torgänge, über deren ruhig kräftigem Ornament je ein stolzes Wappen aus dem Stein hervorspringt, während Zinnen den Mauerrand darüber krönen. Diese ganze Umrahmung ist es zweifellos, welche sehr dazu beiträgt, den Eindruck der Kathedrale selbst zu beleben. Wir sehen ein altes Baukleinod so recht in seinem alten Milieu, wir sehen die Kirche umhegt von ihrem natürlichen kirchlichen Milieu. Das macht sich von vornherein als ein ganzer Organismus geltend. Man steht vor dieser Kathedrale nicht wie man wohl manchmal vor einer einzelnen alten Kirche mitten in den Straßen einer sie umlärmenden Stadt steht, als hätte man ein Museumsstück vor sich, sondern man steht hier wie vor einem voll entwickelten und sich in seiner Vollkraft rüstig regenden Lebendigen.

* * *

Noch greifbarer ist dasselbe vielleicht in Wells.

Dies Wells, seit dem 10. Jahrhundert bereits eine Bischofsstadt, gilt als einer der charakteristischsten Kathedralorte Englands, ist aber übrigens von jeher ein kleiner, harmloser Platz gewesen (heute etwa 5000 Einwohner), der nur wie dazu vorhanden scheint, seiner Kathedrale und den andern kirchlichen Bauten als Hintergrund zu dienen. Wir wollen hier einmal auf den Hauptturm der Bischofskirche steigen, uns umzusehen. Im ganzen hat der Bau drei Türme, und zwar diesmal Türme jener in England so gewöhnlichen Art, welche nicht in eine Spitze auslaufen, sondern schroff abbrechen, für unser Auge oft etwas ruinenhaft. Zwei solcher Türme flankieren die Westfassade, der dritte etwas höhere erhebt sich über der Vierung. Auf ihm stehen wir jetzt. Er gestattet nach allen Seiten einen bequemen Ueberblick.

Hügel auf, Hügel ab, hier ein Wäldchen, da ein Wäldchen, grün in grün, so kommt die Landschaft aus der Ferne herüber auf uns zu. Um unser Städtchen herum stellen sich die munteren Höhen fast im geschlossenen Kranze so recht prangend zusammen, wie neugierig auf die Steinmassen heruntersehend. Bescheiden und anspruchslos schlängeln sich die Gassen und einfachen Häuser nach allen vier Seiten durch das Tal, nirgends von größerer Ausdehnung, nirgends mit besonderem selbständigen Gepräge, nur daß dort im Osten noch eine alte merkwürdige Kirche (St. Cuthbert's) aufragt. Das Stadthaus von Wells drängt sich dicht an die Kathedralbauten heran, als fühle es sich nur in deren Schatten sicher. Sie sind auch danach angetan, Schutz zu gewähren. Das ist Kirche und Burg des Mittelalters in seltsamem Beieinander. Die Kirche selbst, nicht sonderlich groß und mächtig, wird von manchen Autoritäten als das schönste Beispiel frühenglischen Stils im ganzen Lande angesehen. Sie zeigt wie die von Salisbury eine ungemein reich mit Skulptur verzierte Westfassade und gleicht auch im Grundriß jener andern: zwei Querschiffe und eine Ostkapelle (Lady Chapel); doch ist sie in ihrer äußeren Erscheinung ganz verschieden, geschmückter und glänzender. Wieder liegt sie, bequem ihre ganze Gliederung ausdehnend, in einem besonderen Kirchenbezirk, der durch alte malerische Tore zugänglich ist. Der etwas kleine, aber sehr anmutige Kreuzgang an der Südwestseite behütet in seiner Mitte ehrwürdige Grabmonumente, zwischen denen Marienblümchen und Löwenzahn sich im Grase wiegen. Daran stößt der moderne Kirchhof, von Bäumen umrahmt. Im Nordosten, getrennt von der Kirche, aber durch einen Treppengang mit ihr verbunden, erhebt sich das achteckige Kapitelhaus mit sehr merkwürdiger Deckenwölbung des Innern und fein verschlungenem Maßwerk der gothischen Fenster. Blickt man nun über diese unmittelbaren Kirchengebäude hinaus, so fesselt zunächst nach Süden zu ein eigenartiges Bild. Ein breiter Burggraben mit hoher, zinnengekrönter Mauer trennt etwas wie ein Festungsviereck ab. Ziemlich unserm Aussichtspunkte gegenüber legt sich eine Fallbrücke über das klare Wasser, auf dem Schwäne und Enten schwimmen und tauchen; ein mächtiges Tor zwischen zwei wuchtigen achteckigen Türmen gestattet oder verwehrt jenseits der Fallbrücke den Eingang. Die dichten Kronen alter Bäume lehnen sich von außen her über das dämmrige Wasser und nicken anderen Baumwipfeln von drüben hinter der Burgmauer zu. Das ist der Sitz des Bischofs. Zwischen diesen wehrhaften Mauern erhob sich sein Palast, von dem heute freilich die große Halle und die Kapelle in malerischen Ruinen daliegen, während andere Teile der alten Bauten noch immer benutzt werden. Wendet das Auge sich von diesem bischöflichen Burgfrieden herum nach Norden, so stößt es auf ein anderes Gebäude von ähnlich trutzigem Charakter, ein schloßartiges Haus mit Türmen und Zinnen aus dem 15. Jahrhundert, die Deanery; daneben das ursprünglich noch ältere (13. Jahrhundert), aber modern restaurierte Amtsgebäude des Archdeacon. In passende Nachbarschaft dazu treten noch mehrere Wohnungen von Kanonikern, aus dem 15. Jahrhundert stammend. Eine recht merkwürdige Reihe von Häusern endlich zieht sich wie eine Sackgasse unmittelbar vom Kapitelhause nach Norden, das sogenannte Vicar's Close, Behausungen für Geistliche und auch für Laien, die mit der Kathedrale in Verbindung standen, nebst eigener Kapelle, Bibliothek und gemeinsamer Halle. Eins der Häuser ist noch ganz in der ursprünglichen Anlage (des 16. Jahrhunderts) gehalten.

* * *

Der Blick auf eine Gruppe solcher Kathedralbauten veranschaulicht mit kaum zu übertreffender Deutlichkeit den Charakter der englischen Staatskirche. Diese Gebäude um die Kirche herum, der Bischofspalast, die Deanery, Kanonikerwohnungen und dergleichen, sie leben ja heute noch grade so gut wie die Kirche selbst. Der Bischof amtiert am Altare und regiert seine Diözese, Dean and Chapter (Dechant und Kapitel) halten ihre Beratungen und senden ihre Beschlüsse hinaus; das reicht vom Mittelalter her grade so kontinuierlich in unsere Tage hinein, wie die alten Mauern und Zinnen. Mit andern Worten: wir haben hier die Landeskirche vor uns, welche so ziemlich ohne Bruch und Zusammensturz durch das 16. Jahrhundert hindurchgekommen ist. Und wie es für unser Auge gewiß etwas Wohltuendes hat, eine schöne Kathedrale in ihrer alten, natürlich gewachsenen Umgebung zu betrachten, über die hin der Eindruck ruhiger sich abstuft bis zu den gewöhnlichen Häusern der Stadt, so liegt auch für die geistige Betrachtung — für meine wenigstens — zunächst unwillkürlich etwas Wohltuendes darin, die Kontinuität der kirchlichen Institutionen des Mittelalters hier nicht kurzerhand aufgehoben zu sehen. Es ist eine eigene Sache mit solchen langsam gewachsenen Institutionen. In ihnen drückt sich gewöhnlich ein sehr starkes allgemein menschliches Bedürfnis aus. Die Befriedigung dieses Bedürfnisses ist natürlich nicht ohne Hervortreten all jener Schäden und Schwächen geschehen, die an allem menschlichen Tun kleben. Aber reißt man dann deshalb eines Tages die ganze Institution ein, so entsteht ein gefährliches Vakuum. Was in dem sich neu bilden wird, ist die Frage; manchmal schießt da mit der Zeit nur eine ärmliche und klägliche Nachbildung dessen empor, was man vordem beseitigen zu müssen glaubte.

Es lag wohl vor allem an der Tatsache, daß die Kirche von England bei ihrer Umgestaltung im 16. Jahrhundert nicht sowohl von Eines Mannes Gedanken und Instinkten, sagen wir auch Leidenschaftlichkeit, geleitet wurde, sondern daß sich dabei ein Ausgleich der Erwägungen und Interessen Vieler vollzog, — es lag wohl daran, meine ich, wenn in dieser Kirche die Frage nach dem Recht äußerer Institutionen und Formen so vorsichtig konservativ beantwortet wurde. Man muß einmal die einleitenden Abschnitte des Book of Common Prayer lesen, besonders On Ceremonies, why some be abolished, and some be retained, um die Stimmung zu spüren, welche über der ganzen damaligen Arbeit jener Männer gelegen hat. Mir wird es, je länger ich die englische Staatskirche aus der Nähe anschaue, desto gewisser, daß ihre via media für viele kirchenbedürftige Gemüter eine ganz ausgezeichnete Leistung gewesen ist. Wollte man einmal eine Kirche, welche mit vollen Wurzeln im Erdreich dieser Welt begründet bleiben, dabei aber doch die gar zu starke, grobe Erdenschwere des römischen Katholizismus vermeiden sollte, so ließ es sich kaum geschickter machen. Man hat an dieser Kirche, was unserm Fleisch und Blut imponiert: sie ist reich, vornehm, voll Einfluß, sie ist glänzend in ihrem Kultus, voll von Symbolik und Mystik, stark in ihrer Organisation; das alles hat ihre Kontinuität ihr bewahrt; und doch hat sie sich glücklich der Hand des Papstes entwunden, hat den Aberglauben eingedämmt, hat dem reinen religiösen Gedanken wieder Luft gemacht, hat den Kleriker nicht aus den allgemein menschlichen und den bürgerlichen Beziehungen herausgerissen, hat den Laien, die Gemeinde eng in Kultus und Wirken der Kirche hineingezogen. Man kann dies alles nicht erwägen, ohne zu gestehen: die Kirche hat ihr gutes Recht.

Aber sie hat nicht allein Recht.

Der Protestantismus des Kontinents (in den sich die offizielle Kirche von England bekanntlich nicht einrechnet) lebte ursprünglich doch eigentlich von einer ganz andern Idee. Er wollte die reine Macht der Frömmigkeit erlösen aus ihren kirchlichen Banden. Er sah das Fesselnde, Erdrückende, Verschüttende der kirchlichen Institutionen; er sah es einseitig, und er wurde deshalb ihr einseitiger Gegner. Vielleicht war es eine zu kühne Sublimierung, die dem Luther des Sturmes und Dranges vor Augen stand. Vielleicht auch nicht. Wir sind noch immer mit der Probe beschäftigt. Zunächst hat freilich der Protestantismus entschieden nicht erreicht, was er erreichen wollte, und armselige neue Kirchengebilde traten an die Stelle der bekämpften alten. Aber jene Idee des Anfangs blieb doch immer wie ein glimmender Funke unter der Asche, die Idee, daß Frömmigkeit ihre Bahnen wandeln kann ohne Kirche. Wie weit? In wie vielen? Wann einmal? — —

Vorläufig überwiegt doch auf der ganzen Linie das Bedürfnis nach jener Verkörperung (damit Vergröberung) des frommen Innenlebens, die wir Kirche nennen. Man will Etwas sehen auf Erden, worin sich das Göttliche spiegelt, man will Orte und Stunden, wo die Seele äußere Anregung empfängt, sich auf das Uebersinnliche zu richten, man will mit den Impulsen der Frömmigkeit noch irgendwo anders hin als eben nur in die Arena des täglichen Arbeitens; man will „religiös schwärmen“, und nicht nur weil das leichter ist als tugendhaft handeln (wie uns Lessing ernst vorhält), sondern weil es einmal in der meisten Menschen Natur liegt, religiös zu schwärmen, so gut wie es in ihrer Natur liegt zu spekulieren und zu phantasieren, zu denken und zu dichten. Darum will man Kirche. Zugleich gibt diese Größe, zumal wenn sie kräftig ausgestaltet ist, dem gewöhnlichen Dasein eine jener wenigen, und doch so unentbehrlichen dauernden Stützen (sie verstärkt das framework des Daseins, würde der Engländer sagen), nach denen die Masse, nach denen wir alle unwillkürlich und sehnsüchtig immer wieder greifen, trotz alles Scheltens und Tadelns. Da ist doch etwas Festes im Wandel der Zeiten, im Wandel der Stimmungen und Appetite, etwas worauf man immer schließlich zurückkommen kann, dessen Altertümlichkeit und Langweiligkeit plötzlich einmal im Handumdrehen zu etwas Liebem, Altgewohntem werden mag. Kirche, — es liegt doch ein urtiefes und uraltes Verlangen der Menschheit in diesem Worte. Wie alt mag das sein und wie tief?

* * *

Etwa zehn englische Meilen nördlich von der vornehmschönen Kathedrale von Salisbury liegt auf freiem Felde unter Gottes Himmel etwas Riesenhaftes, Prähistorisches, das man die Kathedrale des Urmenschen nennen könnte. Stonehenge heißt der Ort, wahrscheinlich zu erklären als „Steingehänge“, hängende Steine. Der Name ist ja weithin bekannt. Es ist das gewaltigste Beispiel jener Steindenkmäler aus verklungener Vergangenheit, die wir über die ganze Erde hin zerstreut finden. Ueber das Alter der Riesen von Stonehenge wissen wir seit neueren Grabungen (1901/02) an Ort und Stelle doch soviel, daß sie in der jüngeren Steinzeit Englands existiert haben, und eine astronomische Berechnung (gegründet auf die bei der Anlage des Denkmals beabsichtigte Orientierung, denn es ist ein Sonnentempel gewesen, aber der Sonnenaufgangspunkt an den Sonnwendtagen, um den es sich handelt, ist heute natürlich ein anderer geworden) scheint festzustellen, daß die Steine vor 3—4000 Jahren aufgerichtet sind. Doch das stehe dahin.

Ich war an einem Abend spät dort, ganz allein. Am Himmel flogen die Wolken, hinter denen des Mondes erstes Viertel sich immer wieder versteckte; der Wind flüsterte im Grase. In der Ferne sah man auf der offenen, leichtgewellten Ebene noch hie und da schwarze Flecken, kleine Waldungen andeutend, und gedämpft drang von weitem das Singen englischer Soldaten herüber, von denen es in der ganzen Gegend schwärmte; denn die Manöver fanden dort statt, und eins der großen camps lag so nahe, daß man es bei Tage durch den Feldstecher ganz genau erkennen konnte. Heute Abend deckte die Dämmerung alles Abgelegene zu, nur jene Zeugen der Vorzeit standen massig und ernst um mich her, durch das unsichere Licht noch phantastischer gemacht, als sie an sich schon sind. Es war ein ganz sonderbarer Eindruck, einer von denen, die sich auch nicht annähernd wiedergeben lassen. Ich saß lange auf einem der kleineren Steine und schaute an den ungeheuren Monolithen hinauf, die den äußersten Kreis bilden, die schweren Decksteine zum Teil noch auf den kolossalen Stützen. Besonders gigantisch und dabei doch wohlgeformt erscheinen die sogenannten Trilithen, je drei für sich zusammengehörige Steine, welche, zwei die Träger und einer die Ueberdachung, die primitive Form des Tordurchgangs darstellen und seltsame, freilich doch natürliche Paral-

lelen in mir wachriefen, den indischen toran, den chinesischen p'ai lou, den japanischen tori-i, alle aus derselben Wurzel erwachsen. Vier Ringe sind es ursprünglich gewesen, deutlich mit Absicht aus zweierlei verschiedenem Gestein hergestellt. Die zwei äußeren Ringe waren kreisförmig, je aus dreißig Steinen gebildet, die inneren hufeisenförmig, der eine von ihnen aus fünf enormen Trilithen bestehend, der andere aus einer Schar kleinerer Steine. In der Mitte des Ganzen stand ein Altarstein. Sich heute auch nur annähernd noch vorzustellen, wie der Anblick dieses Heiligtums gewirkt hat, als es wohlerhalten war, ist unmöglich. Zwar können wir uns das Steinwerk selbst mit seinen 308 (englischen) Fuß Umfang wohl rekonstruieren. Aber es wird noch viel Anderes dazu gehört haben, was heute keine oder nur minimale Spuren hinterlassen hat. Feststellen können wir z. B. noch eine „heilige Straße", wie der Altar orientiert auf die Sommersonnenwende zu, sowie verschiedene Hügel und Gänge, die ihre Bedeutung gehabt haben werden. Es mag doch wohl ein großartiges Schauspiel gewesen sein, was sich hier entfaltete, wenn zur Zeit der Feste, besonders der Sommersonnenwende, Massen von Andächtigen mit Priestern und Priesterinnen auf der heiligen Straße in Prozession herumwandelten und wenn dann — wer weiß, unter welchen Zeremonien — die Opfer der Sonne fielen und ihr Blut den Opferstein rötete. Der alte Hekataeus von Milet rühmte um 500 v. Chr. diesen kreisrunden Tempel des Sonnengottes (Apollo nennt er ihn) auf der fernen Insel, Gallien gegenüber, in dem auch griechische Händler von Zeit zu Zeit ihre Weihegeschenke niederlegten. Er nennt ihn prächtig, geschmückt mit vielen herrlichen Gaben. Auch spricht er vom Geschlechte der Boreaden, welche dort erbliche Priester und Gebieter seien.

Da ist die Kirche jener alten Zeit. So griffen sie schon damals nach dem Göttlichen in Menschengestalt und Menschengebilde, richteten die Steinblöcke (wer ahnt noch, mit welchen Mitteln?) zum Himmel empor als Sinnbild dafür, wie Etwas in ihnen nach oben strebte, und setzten sich Priester, welche die Geheimnisse der Gottheit kannten und nach des Gottes Art den Erdensohn regierten. Jene Priester starben dahin unter den Trümmern ihrer Opfersteine. Aber: Le roi est mort, vive le roi — gilt auch hier. Es kamen Kathedralen, Bischöfe, Pfarrer. Nicht weil sie wollten, sondern weil das Bedürfnis der Menschen sie forderte. Solch Bedürfen wird noch lange, lange bleiben. Es wird bleiben trotz aller menschlichen Verkehrtheit und Niedrigkeit, die dabei zu Tage tritt; es wird bleiben trotz aller nüchternen, kritisierenden, wegfegenden Gedankenarbeit, trotz des Widerspruchs, in welchem es zu stehen scheint zu Naturerkenntnis und Weltbegreifen. Mitten durch das alles hindurch geht ein feines Stimmchen und singt wieder und wieder:

Ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Heinrich Hackmann

Der Religionsunterricht der höheren Schulen und die evangelische Kirche

Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht Gymnasialprofessor Weber in Wesel in der „Reformation" Nr. 23—26 einen Aufsatz, der (nach Chronik der Christlichen Welt Nr. 29) die lebhafte Zustimmung der Kreuzzeitung gefunden hat und von ihr dem neuen Landtag für seine christlichen Kulturaufgaben warm empfohlen wird. Es ist der Mühe wert, den Weberschen Vorschlag zu betrachten und sich dabei der eigenen Auffassung über das Verhältnis des Religionsunterrichts an den höheren Schulen zur evangelischen Kirche deutlich bewußt zu werden.

1

Für Weber steht es „außer Zweifel", daß die Kirche „das Recht und die Pflicht habe, von der höheren Schule bekenntnismäßigen Charakter ihres Religionsunterrichts zu fordern." Vom Staate werde dies „grundsätzlich durchaus anerkannt"; zu bedauern sei freilich, daß dies in den preußischen Lehrplänen und Lehraufgaben von 1901 nicht noch deutlicher ausgedrückt werde. Die Hauptsätze lauten dort: „Der evangelische Religionsunterricht an höheren Schulen verfolgt, unterstützt von deren Gesamttätigkeit das Ziel, die Schüler durch Erziehung in Gottes Wort zu charaktervollen, christlichen Persönlichkeiten heranzubilden, die sich befähigt erweisen, dereinst durch Bekenntnis und Wandel und namentlich auch durch lebendige Beteiligung am kirchlichen Gemeindeleben einen ihrer Lebensstellung entsprechenden heilsamen Einfluß innerhalb unseres Volkslebens auszuüben." In den „methodischen Bemerkungen" wird weiter verlangt, daß „auf die lebendige Annahme und die wirkliche Aneignung der Heilstatsachen und der Christenpflichten der Hauptnachdruck zu legen sei." Weber erinnert ferner an das Recht der Generalsuperintendenten (nicht nur der alten Provinzen, wie Weber mehrfach meint), den Religionsunterricht auf seine Bekenntnisgemäßheit zu visitieren, an das Recht der Kirche, bei Einführung neuer Lehrbücher mitzuwirken, an den Ministerialerlaß vom 21. 6. 1887, wonach „bei Anstellung von solchen Lehrern, die ausschließlich oder vorzugsweise zur Erteilung des evangelischen Religionsunterrichts berufen werden sollen, die Provinzialschulkollegien vor Beantragung der ministeriellen Genehmigung die gutachtliche Aeußerung des zuständigen Konsistoriums einzuholen und ihrem Antrag beizufügen haben." Allerdings klagt Weber: so wie diese Verfügung fast nur auf dem Papiere steht, weil eben fast keine Lehrer in Preußen „ausschließlich oder vorzugsweise" zur Erteilung des Religionsunterrichts berufen werden, so tut der Staat faktisch überhaupt nichts zur Wahrung des prinzipiell von ihm anerkannten bekenntnismäßigen Charakters des Religionsunterrichts. Die zukünftigen Religionslehrer kommen ins Amt, ohne daß während der ganzen Vorbereitungszeit, in Studium, Examen, Seminar und Probejahr auch nur die geringste Kontrolle ausgeübt wird, ob sie die positive Stellung zum Glauben und Bekenntnis der Kirche besitzen. „Ja es ist . . . auch nirgends ein Moment vorhanden, welches dem Kandidaten die Pflicht maßgebend zum Bewußtsein bringt und in das Gewissen schreibt, daß er in seinem künftigen Amt dem Bekenntnis der Kirche Rechnung zu tragen hat." *)

Dem entspricht denn auch nach Weber die tatsächliche Lage des Religionsunterrichts und des Religionslehrerstandes; daß nämlich „in den Religionsunterricht unserer höheren Schulen eine Theologie nicht nur einzudringen trachtet, sondern in bedenklichem Maße bereits eingedrungen ist, die mit dem Bekenntnis der evangelischen Kirche schlechterdings unvereinbar ist."

Abhülfe für diese Not sucht Weber nicht in dem alten Vorschlag, diesen Unterricht den „weltlichen" Lehrern abzunehmen und ihn erprobten Geistlichen zu übertragen: das hält er für praktisch unausführbar und für katholisierende Verleugnung des protestantischen Prinzips vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen. Aber was er nun selber vorschlägt, kommt doch in Wirklichkeit auf etwas Aehnliches hinaus.

Weil der Staat nämlich das Bekenntnis der Kirche im Religionsunterricht nicht genügend schützt und auch nicht schützen kann, so muß der kirchliche Einfluß bedeutend verstärkt und gesichert werden. Dazu empfiehlt Weber folgende Mittel:

1) Wirksame Beteiligung der Kirche auf dem nicht-persönlichen Gebiet; a) bei der Festsetzung der allgemeinen Lehrziele und Lehraufgaben; b) durch Ausbau des Visitationsrechts der Generalsuperintendenten.

2) Die wirksame Beteiligung der Kirche bei der Vorbereitung und Anstellung der Religionslehrer. a) Die Prüfungsordnungen sind nur im Einvernehmen mit den kirchlichen Behörden festzusetzen. Das in Religion examinierende Mitglied der Prüfungskommission ist nur nach Benehmen mit den kirchlichen Behörden zu ernennen; vielleicht sollte ein Mitglied des Konsistoriums an der Prüfung beteiligt werden. b) Während des Seminarjahres unterstehen die zukünftigen Religionslehrer

*) Hierin hat Weber vollkommen Recht; denn es gibt für uns preußische Religionslehrer keinerlei Verpflichtung auf ein Bekenntnis, auch nicht etwa einen offiziellen Hinweis auf die betreffenden Sätze der „Lehraufgaben." In manchen Staaten mag das allerdings anders stehen.

der kirchlichen Leitung; der Generalsuperintendent überweist sie entweder einem Konvikt (wie Magdeburg) oder einem bewährten Religionslehrer. c) Die Anstellung als Oberlehrer geschieht nicht, ohne daß seitens der Kirche ein Zeugnis der venia docendae religionis ausgestellt wird (verweigert die Kirche das, so muß eben für die ausfallende Religionsfakultät eine andere „weltliche" Fakultät beigebracht werden). d) Die Besetzung der „ersten" Religionslehrerstellen geschieht im wirksamen Einvernehmen mit der kirchlichen Behörde nur aus der Zahl jener auch kirchlich vorbereiteten und approbierten Bewerber. e) Wünschenswert ist, daß die Lehrer bei dieser Anstellung „auf das Bekenntnis der Kirche förmlich verpflichtet" werden, am liebsten in Form einer „im öffentlichen Gemeindegottesdienste kirchlich zu vollziehenden, der Ordination der Pfarrer mutatis mutandis entsprechenden Amtsweihe". f) Es würde „dem Ganzen entsprechen, wenn den ersten Religionslehrern auch eine bestimmte Stellung im kirchlichen Organismus, etwa als geborenen Mitgliedern ihrer Kreissynoden, wie es die Pfarrer sind, zugebilligt würde."

2

Auf Webers Vorschläge im Einzelnen einzugehen,*) ist ausgeschlossen, da wir eben seinen grundsätzlichen Standpunkt nicht teilen. Das machen wir uns deutlich, indem wir drei Punkte kurz besprechen: das Verhältnis des Religionsunterrichts zur Wissenschaft, zum „Bekenntnis" und zur Kirche.

1. Auch Weber will der Wissenschaft ihr Recht geben. Er erkennt durchaus an, „daß etwa bei der Frage nach der Authentizität der biblischen Bücher die Wissenschaft in erster Linie das entscheidende Wort zu sprechen hat." Er „räumt ferner bei der Erhebung und Formulierung der christlichen Wahrheit aus und nach der Schrift der theologischen Wissenschaft ihr volles Recht freister Forschung ein." Demgemäß „denkt er auch nicht daran, der Kritik im Unterricht . . . ihr Recht und ihre Notwendigkeit streitig zu machen", und gesteht zu, daß „über das Maß der Heranziehung der Kritik bis zu einem gewissen Grade Freiheit . . . gestattet sein muß." Nur darf nicht „unter der Firma der Kritik ein Religionsunterricht in unsere höheren Schulen eindringen, der der christlichen Wahrheit selbst, wie unsere evangelische Kirche sie bekennt und vertritt, diametral widerstreitet."

Das sieht sehr plausibel aus, ist aber ganz unhaltbar. Ueber die Authentizität der biblischen Bücher entscheidet die Wissenschaft nicht „in erster Linie" sondern schlechterdings ganz allein; freilich spielt bei solchen Entscheidungen das religiöse Geschmacksurteil eine große Rolle, aber nur als unentbehrliches Tastorgan des Forschers, der seinen Gegenstand begreifen muß. Und umgekehrt: Bei der „Erhebung" der christlichen Wahrheit aus der Schrift entscheidet lediglich meine religiöse Erfahrung, mein Glaube. Sonst komme ich wohl zu historischen, aber nicht zu Glaubensurteilen; die Wissenschaft hat es hier nur mit ihrer Sichtung, Ordnung und „Formulierung" zu tun. Das ist ja das Elend der alten Bibelauffassung und Behandlung, daß man sich einbildete, in der Bibel ein Material zu haben, aus dem man durch Wissenschaft, durch eine Art Tektonik, ein festes Lehrgebäude errichten könne. Das haben wir eben an der Bibel **nicht**, wohl aber Zeugnisse von religiösem Leben, Zeugnisse, die, wenn Gott Gnade gibt, auch in uns religiöses Leben wirken; und aus diesen Erlebnissen erheben wir das, was uns religiöse Wahrheit ist.

Ferner: Wie soll denn entschieden werden, wo die äußerste zulässige Grenze der Kritik liegt und was „der christlichen Wahrheit selbst" diametral widerstreitet?

Man sollte erwarten, es würde entschieden durch die „Wissenschaft", sie soll ja „erheben und formulieren", was christliche Wahrheit sei. Aber weil diese Rolle der Wissenschaft eitel Selbsttäuschung war, so entscheidet nicht sie, sondern „unsere evangelische Kirche", das „Bekenntnis". Ehe wir zu diesem zweiten Punkt übergehen, möchte ich nur bemerken, daß im Vorhergehenden wohl schon genügend klar angedeutet ist, welch ein Verständnis der Schrift und welche Unterscheidung von Glauben und Wissenschaft der Religionsunterricht nach **unserer** Meinung den Primanern zu bieten hat.

2. „**Das** Bekenntnis" sagt Weber, nicht der Buchstabe der Bekenntnisse. Wir wollen ihm nicht aufmutzen, daß die Auffassungen vom „Wesentlichen", von den „Heilswahrheiten" in den Bekenntnissen doch subjektiv, die Grenzen „des" Bekenntnisses also doch fließend sind. Wir wollen Weber, der sich auf Luthers Erklärung zum kleinen Katechismus beruft, gern zugestehen, daß in der Hauptsache ein ganz deutlicher Unterschied zwischen ihm und uns besteht; er lebt eben religiös noch in den alten mythologischen Vorstellungen (Menschwerdung eines Gottes 2c.) und in der objektiven, dinglichen Auffassung der religiösen Werte (Sühne, Stellvertretung, Sakrament), während wir das abgestreift und durch eine streng subjektive, rein geistige Auffassung ersetzt haben. (Ich weiß, diese Entgegensetzung klingt sehr hochmütig, um der theoretischen Deutlichkeit willen mußte ich sie aber aussprechen; doch weiß ich sehr wohl, daß sich mit jener Auffassung oft sehr innerliche, mit unserer oft sehr äußerliche Frömmigkeit verbindet.) Dieser fundamentale Unterschied sei rund zugestanden. Aber ich möchte Weber mit Foerster*) daran erinnern, was der eigentliche Sinn von „Bekenntnis" und „bekennen" ist. „Bekennen heißt für eine gefährdete, bestrittene Wahrheit einstehen." Worin besteht denn, historisch betrachtet, das eigentliche Bekenntnis in jenen als Bekenntnisschriften gerühmten Büchern? **Nicht** in dem, was Weber mit denen, die sich gern „Bekenntnisfreunde" nennen, rühmt: in den Heilstatsachen der Wundergeburt Jesu 2c. Das brauchten die Reformatoren nicht zu bekennen, denn das wurde nicht bestritten; sondern in der Rechtfertigung allein aus dem Glauben, d. h. in dem Subjektivismus oder, um es unverdächtiger auszudrücken, in der „Freiheit eines Christenmenschen": also in dem, was die Bekenntnisfreunde uns abstreiten!!

Wir wollen gar nicht leugnen, daß Weber und seine Freunde mit ihrem Festhalten an dem (objektiven) Bekenntnis oft auch ein subjektives Bekenntnis (im alten echten Wortsinn) ablegen, weil sie deswegen oft angegriffen und verhöhnt werden. Aber wir fragen, ob dieses Martyrium nicht eigenwillig und deshalb fruchtlos, und ob jenes Bekenntnis deshalb nicht eine Karikatur ist. Wir sehen und sagen das mit tiefem Schmerz über viel schöne vergeudete Kraft. Aber wir wehren uns dagegen, daß man auch unserm Gewissen solch ein falsches Bekenntnis auferlegt. Wir erleben eben in jener mythologischen und objektiven Form der Religion keine Frömmigkeit mehr; und wir meinen, daß wo sie erlebt wird, entweder noch eine niedrigere Stufe religiösen Empfindens (Sakramentsaberglaube) oder einfach Selbsttäuschung vorliegt. Wir wären herzlich und aufrichtig dankbar, wenn einer unserer lieben Gegner sich mal daran machte (etwa in diesen Spalten), uns zu zeigen, welche subjektiven Werte in jenen objektiven Heilstatsachen liegen, wiefern sie, und gerade nur sie oder vorzüglich sie, uns dazu helfen, „Gott über alle Dinge zu fürchten, zu lieben und zu vertrauen." Denn dies ist doch wohl das Ziel, an dessen Maß die Bekenntnisse zu messen sind. So lange uns nun der Wert der „Bekenntnisse" nicht an diesem Maßstab überzeugend nachgewiesen wird, so lange lehnen wir sie ab. Wir lehnen sie ab, weil wir bessere Bekenntnisse wissen, die unsere Schüler, oder ihre einsichtsvollen Eltern, von uns Religionslehrern erwarten.

Wir sollen uns bekennen zu den wissenschaftlichen Methoden des naturkundlichen Unterrichts und zu den Idealen des griechischen und des deutschen Idealismus; wir sollen uns bekennen aber auch zu den altchristlichen Ideen der Zucht im Gegensatz zur modernen Idee des Sichauslebens, zu einem wahrhaft evangelischen Sozialismus, zu der Hoffnung auf ein ewiges

*) Höchst merkwürdig ist Webers Empfehlung des Magdeburger Konvikts. Ganz gewiß hat es seine 50 Jahre „sehr segensreich gewirkt", aber nicht in Webers Sinne. Das beweist schon Bornemanns Name, und das hätte Weber das erste Heft des vorigen (19.) Jahrgangs der „Zeitschrift für evangelischen Religionsunterricht" zeigen müssen: Hier stammen alle Aufsätze von Mitgliedern des Konvikts, sind aber nichts weniger als in Webers Sinn geschrieben.

*) Vgl. seinen schönen Vortrag: Was sind uns die kirchlichen Bekenntnisse? In: Praktische Fragen des modernen Christentums. Leipzig Quelle u. Meyer 1907. (Vgl. 1907, Nr. 25, Sp. 602).

Reich Gottes, das mehr ist als technische und ästhetische Kultur, zu der Freiheit der Kinder Gottes, die mehr ist als Uebermenschentum, zu Gewissen, Sünde und persönlichem Gott im Gegensatz zum monistischen Zeitgötzen. Das etwa sind die Bekenntnisse, die heute von uns erwartet werden.

3. Zu diesen Bekenntnissen gehört endlich auch das Bekenntnis zur Kirche. Es ist in der modernen Welt in der Tat ein Bekenntnis, denn die Kirche ist ein Ding, dem von modernen Menschen heftig widersprochen wird; und die Kirche sorgt selber dafür, daß wir unser Bekenntnis zu ihr wirklich als Bekenntnis empfinden. Wieso die Kirche das im allgemeinen tut, brauche ich den Lesern der Christlichen Welt nicht auszuführen und auch nicht, warum wir uns doch von Herzen zu ihr bekennen.

Wohl aber darf ich andeuten, daß uns Religionslehrern dieses Bekenntnis öfter noch unnötig erschwert wird. Die Chronik der Christlichen Welt berichtet in Nr. 34 aus Wiesbaden, daß eine höhere Schule ohne Hilfsbuch unterrichten muß, weil der Entscheid über das von ihr seit dreiviertel Jahren beantragte Hilfsbuch von Marx und Tenter noch nicht ergangen ist — nicht durch Schuld der Schulbehörde, aber die Verhandlungen mit der Kirche schweben noch. Ein anderes Beispiel: auf Anregung von Frankfurter Religionslehrern beschließt die hessische Religionslehrer-Versammlung einen veränderten Lehrplan, der dem Ministerium zur Genehmigung einer probeweisen Einführung vorgelegt wird. Die Entscheidung fällt: genehmigt für den Konsistorialbezirk (!) Cassel, abgelehnt für Wiesbaden und Frankfurt. Also abgelehnt für den Ort, von wo die Idee ausging und wo allein das dem Lehrplan am besten angepaßte Lehrbuch (Marx-Tenter) in Gebrauch war!! Solche Vorkommnisse sind nicht angetan, uns innerlich das Bekenntnis zur Kirche zu erleichtern. Aber trotzdem dringen wir nicht auf Beseitigung dieser Reste kirchlicher Herrschaft; wir begreifen und respektieren die alten Rechte der Kirche an die Schule und wissen, daß es eine glatte Lösung des Problems Staat und Kirche schlechterdings nicht gibt. So tragen wir diese Uebel und bemühen uns, die Liebe zur Kirche in uns immer neu zu wecken.

Aber aus dieser Liebe heraus wenden wir uns gegen alle Versuche, den Religionsunterricht und seine Träger zu verkirchlichen. Wir müssen also auch die Weberschen Vorschläge, die trotz seinem Bekenntnis zur protestantischen Idee vom allgemeinen Priestertum in Wirklichkeit doch auf die katholische Idee eines clericus minor hinauskommen, a limine ablehnen. Solche Verkirchlichung kann nur Augenblicks- und Scheinerfolge bringen. Weber täuscht sich gänzlich, wenn er meint, unsere Schüler erwarten von uns kirchlichen, bekenntnismäßigen Religionsunterricht. Diese Kirchlichkeit ist bei Wenigen echt, bei Vielen traditionell; bei Vielen, vielleicht den Meisten wenigstens in den Oberklassen, fehlt sie ganz. Hier kann wahres Verständnis (und Liebe?) zur Kirche einzig ein Lehrer wecken, der ihr äußerlich frei gegenübersteht. Unsere Primaner denken über die Kirche im Durchschnitt indifferent oder mißtrauisch; dieses Mißtrauen würde sich auf uns übertragen, wenn wir nach Webers Ideen verkirchlicht würden. Nur als wirklich „weltliche" Religionslehrer können wir der Kirche dienen. Wenn wir einen streng wissenschaftlichen Unterricht erteilen, mit unserer Kritik auch die Kirche nicht verschonen, sie beschreiben als das Wesen, das, mit Nietzsche zu reden, immer wieder sich selber überwinden muß, und dann doch beschreiben, welch ein Segen von ihr ausgegangen ist und ausgeht (in der Diaspora ist die Kirche oft Alles!), und bezeugen, wie nur in Gemeinschaft gesunde Frömmigkeit wächst, wie aber nicht in der Enge einer Sekte, sondern nur im großen Hause der Kirche ein freier Mensch leben kann: wenn wir so uns zur Kirche bekennen, dann mag es uns vielleicht gelingen, ihr die Herzen unserer Jugend wahrhaft zu gewinnen. An dieser Art von Bekenntnis zur Kirche festzuhalten, wollen wir, unbekümmert darum, ob es uns gedankt wird oder nicht, redlich uns bemühen.

Hermann Schuster

Soziale Literatur

1

Zu unserer Freude können wir heute auf eine Reihe von Erscheinungen auf dem sozialen Büchermarkt hinweisen, welche uns in trefflicher Weise vorzügliches Material zur Erforschung der sozialen Entwicklung an die Hand geben. Wir denken da in erster Linie an die Werke, welche uns die Arbeit der deutschen freien Gewerkschaften eingehend schildern. Mitten in der politischen Zerklüftung unserer Tage tut es doppelt wohl zu erleben, daß es doch noch ein Ruhmestitel deutscher Wissenschaftlichkeit bleibt, unbeirrt und unparteiisch die großen Erfolge moderner Arbeiterorganisationen darzustellen. Das Werk von Landgerichtsrat Kulemann brach die Bahn (Die Gewerkschaftsbewegung. Jena, Fischer 1900. 730 S. 10 Mk.). Es schilderte die Gewerkschaftsbewegung im allgemeinen und in den verschiedenen Ländern der Welt.

Bei der raschen Entwicklung der Organisationen zeigte es sich bald, wie schwer es ist, dem Gang der Geschichte gerecht zu werden. Dazu verpflichteten die Methoden der Zählung und Erfassung dieser modernen Arbeiterbewegung in ihrer inneren Schwierigkeit und ihrem äußeren Umfang zu immer ausgebreiteterer und tieferer Darstellung. So erschien 1905 das Werk von Professor W. Troeltsch und Dr. P. Hirschfeld über „Die deutschen sozialdemokratischen Gewerkschaften." Es trägt den bescheidenen Untertitel: Untersuchungen und Materialien über ihre geographische Verbreitung 1896 bis 1903. (Berlin, Carl Heymann 1905. 298 S. Tabellen 197 S. 12 Mk.) Das Buch verwahrt sich ausdrücklich dagegen, eine Geschichte der Gewerkschaftsbewegung darzustellen. Es gibt einen dankenswerten Einblick in die Mühe der Sammlung des Materials und die komplizierten Schwierigkeiten der Methode, nach welcher es gesichtet und geordnet worden ist. Die Unterschiede der Zählung von der offiziellen Gewerkschaftsstatistik werden erörtert, das Verhältnis der Einzelzahlen zu den Zahlstellen dargelegt, die einzelnen Arbeitergruppen geschildert, die das Material zur Verarbeitung lieferten. Man sieht dabei in ein für Viele vollständig fremdes Gebiet modernen Kulturlebens hinein. Die Masse gewinnt Farbe, Form, Nüance, und es enthüllt sich ein unendlicher Reichtum lebendigen Schaffens. Die Absicht des Werks lag nun besonders darin, das Maß der gewerkschaftlichen Organisation innerhalb Deutschlands Anfang 1903 zu erheben und das im großen, wie im kleinen an einzelnen Verbänden nachzuweisen. Außerordentlich interessant ist dabei die Erörterung der Hindernisse für eine gleichmäßige Ausbreitung der freien Gewerkschaften. Wir erfahren da, wie sehr gerade diese scheinbare Massenarbeit, die nach alter marxistischer Auffassung nur bestimmten Bewegungsgesetzen der Oekonomie folgt, von der Persönlichkeit der Gewerkschaftsführer abhängig ist. Trotz aller Technik der Agitation, oder vielleicht gerade um ihrer willen tritt die Bedeutung der Eigenart der Persönlichkeiten scharf heraus. Dabei erhält man zugleich einen Blick für die Opferwilligkeit dieser Schicht. Die prekäre Lage der Arbeiterführer tritt gerade bei diesen Untersuchungen in helles Licht. Den Sozialethiker interessieren noch mehr die Hindernisse, welche aus der verschiedenen Gliederung innerhalb der Arbeiterschaft selbst, ihrer wechselnden Fluktuation, ihrer verschiedenartigen nationalen Zusammensetzung, ihren Bildungsunterschieden erwachsen. Gleichzeitig werden die Zahlen und Gebiete der freien Gewerkschaften mit denen der übrigen Organisationen verglichen. Mit außerordentlicher Peinlichkeit werden wir nun von Provinz zu Provinz, von Ort zu Ort geführt. Jede Gewerkschaft erscheint als ein lebendiger Körper mit eigenen Schicksalen. Ausführliche Tabellen, deren wissenschaftlicher Wert von größter Bedeutung ist, unterstützen die Darstellung. Die Resultate können hier nicht mitgeteilt werden. Es muß genügen, auf die überraschende Tatsache hinzuweisen, daß 1903 nicht einmal die Hälfte aller Gewerkschaftsmitglieder auf die Großstädte und ihre Umgebung entfällt. Bis tief hinab in die ländlichen Verhältnisse reicht die gewerkschaftliche Organisation. Mehr wie $^{1}/_{8}$ aller Organisierten lebt noch in Ortschaften unter 5000 Einwohnern. Zwar ist der Erfolg der Organisation in Groß- und

Mittelstädten immer noch größer. Aber welche Energie und welches Solidaritätsbewußtsein kommen in der Tatsache zum Ausdruck, daß etwa 60 Prozent der Organisierten auf das Land außerhalb der Großstädte entfallen!

Was in diesem grundlegenden Werk von Troeltsch und Hirschfeld vorgearbeitet war, hat nun Dr. Hirschfeld für die Jahre 1903—1906 weitergeführt. Der sozial rühmlichst bekannte Verlag von Gustav Fischer-Jena hat 1908 dessen Buch mit dem Titel: „Die freien Gewerkschaften in Deutschland. Ihre Verbreitung und Entwicklung von 1896—1906" herausgegeben. (146 S. und 290 bezw. 133 S. Tabellen. 14, gebunden 15 Mk.) Wenn wir hier weniger Worte machen, geschieht es nicht darum, weil die Arbeit und die Wissenschaftlichkeit dieses Werks geringer wären. Das Zahlenmaterial der Tabellen ist sogar noch ausführlicher und da und dort übersichtlicher dargestellt. Auch bedeutet das Werk eine notwendige Ergänzung zu dem erstgenannten, weil es die Veröffentlichung der Zahlen über die Verteilung der Gewerkschaftsmitglieder in den kleineren Verwaltungsbezirken des Reichs für den Zeitraum von 1896—1905 nachführt. Allein die Methode und der Stoff, der behandelt wird, sind dieselben wie im vorhergehenden, und die Sicherheit in der Handhabung wissenschaftlicher Untersuchung ist die gleiche. Wir heben nur einzelne Resultate heraus, welche uns in die nächste Gegenwart versetzen. In Preußen ist am stärksten an der Gewerkschaftsbewegung beteiligt Berlin mit 14,7 Prozent, dann folgen Westfalen und Rheinland mit 6, Sachsen, Brandenburg, Schlesien, Hannover, Hessen-Nassau. Der Osten sticht ab in Westpreußen mit 0,6, in Posen 0,4 Prozent. Für die Gesamtheit der Organisierten hat sich die Entwicklung in den verschiedenen Gebietsteilen seit 1903 in wesentlich gleichen Bahnen vollzogen. Die Hauptfortschritte sind besonders dem Handels- und Verkehrsgewerbe zu verdanken. Die stärkste überdurchschnittliche Entwicklung zeigt da Berlin, dessen Anteil von 20,5 Prozent auf 26 gestiegen ist. Aehnlich auch in Sachsen eine Steigerung von 7,7 auf 10,4 Prozent. Scharfe Rückgänge finden sich dagegen in den Hansastädten und Holstein. Hamburg zeigt eine Verminderung von 29 auf 17 Prozent. Die Organisation der Baugewerbearbeiter hat sich besonders in Süd- und Mitteldeutschland ausgedehnt. Ueberhaupt ist es Süddeutschland, das entgegen dem früheren Indifferentismus wesentlich stärker in die Organisationsbewegung eingetreten ist, während in Westdeutschland die Entwicklung sich in etwas langsamerem Tempo wie früher fortsetzt. Auch im Osten setzt die Arbeit der Organisierten mit größeren Erfolgen ein wie bisher.

Galten die bisherigen Worte der Arbeiterbewegung, so handelt das Folgende von einem Unternehmer „von Gottes Gnaden". Wir meinen Ernst Abbe. Man konnte dem Andenken dieses Mannes keinen größeren Dienst tun, als durch die Herausgabe seiner Gesammelten Abhandlungen, von welchen uns der dritte Band vorliegt, umfassend Vorträge, Reden und Schriften sozialpolitischen und verwandten Inhalts (Jena, Fischer 1906. 402 S. 5, gebunden 6 Mk.). Dr. Czapski hat der Wissenschaft und dem Leben damit einen Dienst getan. Denn das war doch das Eigentümliche an dem Mann, daß er das Unternehmen des praktisch-kaufmännischen Lebens innerlich verband mit volkswirtschaftlichen und sozialethischen Grundsätzen von größter Tragweite. Der Mann, der dem Werk der Zeißwerkstätten seine „Verfassung" schuf und damit das Beispiel eines konstitutionellen Unternehmens für alle Zeiten in glänzender Weise gegeben hat, der durch eine Stiftung Söhne handarbeitender Klassen, soweit sie geistige Befähigung haben, zu höheren Staatsstellungen heranziehen wollte und darin eine Dienstpflicht gegenüber der ganzen Gesellschaft erblickte, die nichts mit subjektiver Glücksempfindung, desto mehr mit verantwortlicher Arbeit an dem Volksganzen zu tun hat, der, bescheiden und energisch zugleich, Unternehmer und Philantropen im besten Sinn des Worts in seiner Person vereinigte — der verdient, daß man ihm zuhört. Das ist ja eben das Verdienstliche, was wir sonst so lebhaft vermissen, daß hier ein Unternehmer seinen Betrieb nicht nur ausbaut und beherrscht, sondern daß er auch über dessen Grundlagen und Zwecke klar redet und sie auf ihre volkswirtschaftliche Brauchbarkeit hin prüft. Hätten wir mehr solche Großunternehmer, die dieses Maß von volkswirtschaftlichem Verständnis, sozialethischer Durchbildung und praktischem Unternehmergeist in sich vereinigten, dann brauchte die deutsche Industrie keine Industrie der Welt zu fürchten. Der vorliegende Band umfaßt folgende Abhandlungen Abbes. Zwei Vorträge, gehalten im Freisinnigen Verein zu Jena 1894 über: Welche sozialen Forderungen soll die freisinnige Volkspartei in ihr Programm aufnehmen? In dem ersten über das Steuersystem geht er der Zinswirtschaft zu Leib: „So klar es einerseits ist, daß in der Zinswirtschaft ein redliches Verhältnis zwischen den Einzelnen besteht, so sicher ist es andererseits, daß kraft derselben die Gesamtheit der Besitzenden als solche die Gesamtheit der Arbeitstätigen als solche bewuchert." Damit ist in einem Satz Problem und Beurteilung der Zinswirtschaft so deutlich wie möglich gegeben. Darum muß die Gesellschaft darauf hinzielen, daß die Zinswirtschaft aufhöre. Der Staat ermöglicht den Zins durch seine Schutz- und Rechtsordnungen. Ihm gebührt er auch. Eine Vermögenssteuer muß daher den Zinsertrag des Nationalvermögens für den Staat heranziehen. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist." Ebenso weitzügig, wie dieser erste Vortrag angelegt ist, behandelt der zweite den Arbeiterschutz. Deutlich weist er darauf hin, daß der Klassen-, d. h. Interessengegensatz nicht zwischen Arbeit und Kapital, sondern zwischen den persönlichen Funktionen und Rechten der Unternehmer und der unselbständigen Arbeiter besteht. Darum verlangt er vom Staat die Fortbildung der Reichsgewerbeordnung und der Arbeiterschutzgesetze zu einem wirklichen Arbeiter- und Unternehmerrecht — ein Prozeß, den der Sozialethiker als den wesentlichsten Inhalt seiner Bestrebungen betrachtet. Die Gedächtnisrede zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Optischen Werkstätte ist ein rühmliches Zeugnis für die Bescheidenheit und Zielbewußtheit Abbes, mit der er sein Werk schuf. Den nächsten Aufsatz über Gewinnbeteiligung in der Großindustrie wünschten wir allen Großunternehmern zur Lektüre und zum Studium, damit sie sehen, wie man ohne pastörliche oder sozialistische Phantastik arbeiterfreundliche Neuerungen im Betrieb ohne jede Schädigung des Betriebs, ja zu dessen Nutzen treffen kann. Das praktische Beispiel bietet die Uebersicht über die Lohnregelung in der Optischen Werkstätte. Auch bei dem Aufsatz über die volkswirtschaftliche Bedeutung der Verkürzung des industriellen Arbeitstags berührt es so wohltuend, daß es gerade ein Unternehmer ist, der mit dem scharfen Blick für die Volkswohlfahrt seine sozialethischen Forderungen als notwendig vertritt. Alles in allem — wir nannten nur eine Auswahl von Vorträgen — eine Gabe, für die wir dem Herausgeber herzlich dankbar sind und die das Andenken Abbes stets wach erhalten wird als eines Großen im Reich des kapitalistischen Unternehmertums.

In das Gebiet der gesamten deutschen Sozialpolitik führt die treffliche Schrift von Martin Wenck über: Die Geschichte und Ziele der deutschen Sozialpolitik (Leipzig, Wigand 1908. 242 S. 4 Mk.). Man sieht es der ruhigen, klaren Schrift gar nicht an, wie viel Arbeit dahinter steckt. Es war uns eine Freude, an so zuverlässiger Hand diese Entwicklung zu verfolgen. Man wird bei solcher Lektüre wieder stolz auf sein deutsches Vaterland. Der Verfasser versteht es vorzüglich, in der Beurteilung gerecht zu bleiben und bei aller begeisternden Anerkennung für Bismarcks Versicherungsgesetzgebung seine hemmende Stellung gegenüber dem modernen Geist der Arbeiterschutzgesetzgebung und des wachsenden Arbeiterrechts klar herauszuheben. Die Geschichte des Konflikts zwischen Wilhelm II. und seinem ersten Kanzler wird mit viel Geschick und interessantem Detail erzählt. In die Geschichte selbst ist eine deutliche Schilderung der sozialen Gesetze im einzelnen verwoben, die ohne unnötiges Beiwerk alles Wissenswerte über Wesen, Organe, Wirkungen dieser Gesetze und ihrer Verwaltung beibringt. Wir wünschen dem Verlag, daß sein Unternehmen, die Politik des deutschen Reiches in solchen Einzeldarstellungen an das Interesse des Publikums heranzubringen, weiterhin von solch guten Schriften unterstützt sein möge, wie diese von Martin Wenck. Sie ist besonders auch für Arbeiterbibliotheken sehr zu empfehlen. — „Die Theorie und Praxis

des Generalstreiks in der modernen Arbeiterbewegung" behandelt Dr. Elsbeth Georgi (Jena, Fischer 1908. 144 S. 3 Mk.). Das Material für diese Arbeit zeigt verschiedene Schwierigkeiten. Wir denken weniger an die Zerstreutheit der Notizen in der internationalen Arbeiterliteratur. Lästiger wirken die mannigfachen Einseitigkeiten in der Beurteilung, die dem Sozialethiker innerhalb dieser Parteiliteratur entgegentreten. Vor allem ist es der Kampf um die Begriffsbestimmungen selbst und die Unklarheiten über Ziel und Taktik der Streikkämpfe, soweit sie von der Idee des Generalstreiks ergriffen werden, welche eine Beurteilung wesentlich erschweren. Desto offener erkennen wir die vorliegende Arbeit von Fräulein Dr. Georgi in ihrer trefflichen Tüchtigkeit und maßvollen Beurteilung an. Sie teilt den Massenstreik in einen innergewerblichen Massenstreik, der aus der Beobachtung hier ausscheidet, und den Klassenstreik und unterscheidet dann innerhalb dieses wieder den (wirtschaftlichen) Generalstreik und den politischen Klassenstreik. Der Generalstreik wird gut dahin definiert, daß er ein demonstrativer Massenausstand zur Förderung „proletarischer Klasseninteressen sei." Interessant ist der Gang durch die Geschichte des Klassenstreiks und der Klassenstreikidee, vor allem das Material aus Schweden und die sicheren Dokumente aus den deutschen Wirren zwischen Gewerkschaften und sozialdemokratischem Parteivorstand. Die praktische Aussichtslosigkeit des Generalstreiks gerade zur Erreichung der Ziele, für welche er so heiß gewünscht wird, erscheint als das sichere Resultat dieser umfangreichen kritischen und historischen Darstellung.

Ein dankenswertes Objekt hat sich Dr. Gustav Brüggerhoff gewählt, wenn er „Das Unterstützungswesen bei den deutschen freien Gewerkschaften" beschreibt. (Jena, Fischer 1908. 149 S. 3,50 Mk.). Wir haben es hier mit einer ausgezeichneten Studie zu tun. Sie hat ihre Entstehung wiederum Professor Dr. Tröltsch zu verdanken. Meines Wissens ist es die erste gründliche Untersuchung systematischer Art über das Unterstützungswesen der freien Gewerkschaften. Auch sympathische Urteile der Sombart u. A. müssen sich doch wesentliche Veränderung gefallen lassen im Licht dieser mit viel Fleiß und Umsicht bearbeiteten Tabellenreihen. Der sich steigernde Einfluß der Streikunterstützung verschiebt das Bild nach der agitatorischen Seite, wenn man dabei auch in Betracht ziehen muß, daß die großen Aufwendungen der Arbeitgeberorganisationen von selbst diesen Ausgabeposten in die Höhe schnellen lassen. Besonders wertvoll erscheint uns aber der Nachweis der Gliederung der einzelnen Unterstützungsformen unter einander und ihr innerer Zusammenhang. Die Reiseunterstützung erschien uns in wesentlich neuer Beleuchtung. Trotz alledem bleibt es neben der Größe der solidarischen Opferwilligkeit, die sich in diesen hohen Unterstützungssummen ausdrückt, eine zivilisatorische Tat, daß die Gewerkschaften in ihrer Art und Weise Hunderte in kritischen Zeiten nicht in das „Lumpenproletariat" versinken lassen, sondern als Arbeiterschaft aufrecht erhalten. Noch bemerkenswerter erscheint diese Arbeiterenergie, wenn man sich die Abstufung der Beiträge, die Festsetzung der Karenzzeiten, die Berechnung der finanziellen Tragweite der Unterstützung, das Kontrollsystem, kurz die fein ausgebildete Technik des gesamten Unterstützungswesens einmal klar macht. Die Arbeiter haben damit den Beweis erbracht, daß sie es verstehen, gewaltige soziale Probleme zu beherrschen, erzieherisch zu wirken und in ihrer Art an dem Bau der Volkswirtschaft mitzuhelfen. Das ganze Gebiet der mehr nebensächlichen Unterstützungszweige, wie Kranken- und Wöchnerinnenunterstützung, Sterbe-, Invaliden-, Witwen- und Waisenunterstützung ist damit noch nicht einmal berücksichtigt. Hier liegt eine direkte Fortsetzung der bürgerlichen Wohlfahrtspflege in eigener Regie. Hier sieht man die Ansätze zu dem gewaltigen Versicherungsgesellschaftsbau, der sich allmählich über unser heutiges ganzes Staatsleben ausdehnt. Wir begrüßen deshalb diese Arbeit von Dr. Brüggerhoff mit großer Freude und erwarten von seinem Forschen noch manche Frucht.

Gottfried Traub

Die 60. Hauptversammlung der Gustav Adolf-Stiftung

1. Die Feststadt

Im alten Straßburg, dem vielbesungenen, hat vom 22. bis 24. September die diesjährige Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins tagen dürfen. Wenn innerhalb eines Jahrzehnts die drei großen Veranstaltungen der evangelischen Kirche, zuerst der Kongreß für Innere Mission, vor Jahresfrist der Evangelisch-soziale Kongreß, in diesem Jahre der Gustav Adolf-Verein in der gleichen Stadt haben Aufnahme finden können, so legt dies Zeugnis davon ab, daß Straßburgs Bevölkerung weiß, wie mannigfach die Aufgaben sind, die der evangelischen Kirche in unsern Tagen gestellt sind. Man braucht in Elsaß-Lothringen den Leuten nicht erst begreiflich zu machen, was Diaspora bedeutet. Sie fehlt schon im Unterelsaß nicht: ungleich stärker ist sie im Oberelsaß, den alten vorderösterreichischen Landen, Lothringen aber ist lediglich Diasporagebiet. Man hat auch bis in die jüngste Zeit Gelegenheit gehabt, zu erfahren, wie es in der Diaspora zugeht. Bischof Benzler hat gezeigt, daß ein katholischer Friedhof entweiht ist, wenn die Leiche eines Evangelischen darauf bestattet wird. Der Eucharistische Kongreß zu Metz ist zur Abhaltung einer imposanten Prozession benutzt worden; beim Eucharistischen Kongreß in London aber hat sich herausgestellt, daß eine derartige Prozession doch keinen integrierenden Bestandteil des Kongresses bildet — Englands Regierung hat es verstanden, das Staatsgesetz aufrecht zu halten auch gegenüber den Prätensionen der Papstkirche.

Im Jahre 1890 auf der Hauptversammlung zu Mannheim ist die frühere Evangelisationsgesellschaft, die sich bis dahin der Pflege der elsäßischen Diaspora angenommen hatte, als 45. Hauptverein aufgenommen worden in den Verband der Evangelischen Gustav Adolf-Stiftung. Die Entwicklung, die dieser jüngste Hauptverein genommen hat, ist hocherfreulich. Die Vereinsarbeit ist volkstümlich geworden in Elsaß-Lothringen von der Luxemburger bis zur Schweizer Grenze. Eine protestantische Bevölkerung von 250 000 Seelen hat ein Festangebinde von 37 000 Mk. aufgebracht, und dies ganz vorzugsweise aus kleinen Gaben. Die Beteiligung der evangelischen Bevölkerung war sehr rege, das Elsaß und Lothringen hatten große Scharen nach Straßburg gesandt; bei der großen Abendversammlung in der Orangerie war einer der Landgeistlichen mit seinem Kirchenchor erschienen, Frauen und Mädchen in der kleidsamen elsäßischen Bauerntracht. Gottesdienste und Versammlungen waren sehr gut besucht; bei der ersten öffentlichen Versammlung war der Saal der Aubette zum Brechen voll. Warum übrigens seit einigen Jahren für die beratenden Versammlungen solche Säle gewählt werden, wie der bei Tagesbeleuchtung recht nüchterne Konzertsaal der Aubette, bleibt unverständlich; man kehre doch wieder zu unserm alten Brauche zurück, die Verhandlungen in eine Kirche zu verlegen.

2. Die Verhandlungen

Am 30. März d. J. ist ein Mann heimgegangen, dessen Lebensarbeit aufgegangen ist im Gustav Adolf-Verein, und der am Wohl und Wehe des Vereins teilgenommen hat bis zum letzten Atemzug: Gustav Adolf Fricke. In Leipzig geboren, war er 1842 als Studiosus der Theologie bei der Gründungsversammlung des damals in der Erweiterung begriffenen Gustav Adolf-Vereins zugegen, als Professor der Theologie an der Universität Leipzig ist er 1864 eingetreten in den Zentralvorstand; ein Vierteljahrhundert war er dessen Vorsitzender und hat als solcher die Hauptversammlungen geleitet bis zu derjenigen in Braunschweig 1899. Mitglied des Zentralvorstandes ist er geblieben, auch nachdem er den Vorsitz niedergelegt hatte, bis zu seinem Ende. Ein tüchtiger Gelehrter, dabei von großer Vielseitigkeit der Interessen, hat er an Allem, was um ihn her vorging, im geistigen und politischen Leben regen Anteil genommen. Gewöhnt alle Zeit seiner Ueberzeugung offen Ausdruck zu geben, hat doch die Weitherzigkeit seiner Gesinnung ihn in besonderem Maße befähigt, auch Solchen gerecht zu werden, die anders denken mochten als er selbst, eine Eigenschaft, die für einen Vorsitzenden

im Gustav Adolf-Verein so überaus wichtig ist. An äußeren Ehren hat es ihm in seinem langen Leben nicht gefehlt. Sie vergehen; was er aber Bleibendes geleistet hat, davon wird die Geschichte des Gustav Adolf-Vereins, mit dem sein Name untrennbar verbunden bleibt, immer zu berichten haben. Möchte es dem Verein allezeit beschieden sein, zu Vorsitzenden Männer zu finden, die in seinen Bahnen wandeln!

Als Frickes Nachfolger bekleidet seit dem Jahre 1900 Geh. Kirchenrat D. Pank das Amt des Vorsitzenden, der vorher schon 1897 die Berliner Hauptversammlung geleitet hatte; mit Bedauern haben wir in Straßburg vernehmen müssen, daß auch er sich schon mit dem Gedanken trägt, von diesem Posten zurückzutreten. Er hat wieder in meisterhafter Weise die Stätte, an der die Versammlung getagt hat, mit der Arbeit des Vereins in Verbindung zu bringen gewußt. Freilich gibt es auch nicht viele Plätze in Deutschland, die auf ein so vielbewegtes Leben in ihrer Kirchengeschichte zurückblicken können; es war eine lange Reihe von hervorragenden Persönlichkeiten, von den Mystikern des Mittelalters bis auf Spener, die er seinen Zuhörern ins Gedächtnis zurückrufen konnte. Die scharfe Betonung des Umstandes, daß Straßburg nicht Kirchturmspolitik getrieben hat, sondern daß es allezeit in regster Verbindung gestanden hat mit den protestantischen Elementen des Inlandes und Auslandes, jederzeit bereit, den Bedrängten und Verfolgten eine Zufluchtsstätte zu bieten, hat gewiß Vielen besonders wohl getan. Auch gar Manchem, der unter modernen Zeitströmungen lau geworden ist, dürfte dabei das Gewissen rege geworden sein.

Der Verlauf der Versammlung hat es diesmal mit sich gebracht, daß sie sich ganz vorzugsweise mit der Diaspora Oesterreichs hat beschäftigen müssen. Wer da weiß, wie es ausgesehen hat in den alten Toleranzbethäusern, die bis zum Jahr 1848 den evangelischen Glaubensgenossen in Oesterreich als „Kirchen" dienen mußten, und weiß, wie es heute aussieht bei den Evangelischen Oesterreichs, wo sie auf die sechzigjährige Regierungstätigkeit Kaiser Franz Josefs zurückblicken, der hat gewiß mit Freuden eingestimmt in das Begrüßungstelegramm, das die Straßburger Hauptversammlung dem greisen Monarchen zu seinem Jubiläum übersandt hat, und auf das inzwischen eine huldvolle Antwort beim Zentralvorstand eingetroffen ist. Das Geben und Empfangen, in dem sich die Tätigkeit des Gustav Adolf-Vereins bewegt, haben unsere evangelischen Glaubensgenossen in Oesterreich in einem ganz besonderen Maße kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Der Wiener Hauptverein steht mit den Beiträgen, die er für die Diaspora aufbringt, unter den 45 Hauptvereinen der Gustav Adolf-Stiftung an sechster Stelle. Es fehlt auch nicht an Beweisen, daß man nicht bloß mehr an die eigene Not denkt, sondern daß die evangelische Bruderliebe erwacht: arme, von der Phylloxera schwer geplagte Bauern in Kreisch in Siebenbürgen, die eben ihre Kirche eingeweiht haben, senden eine Altardecke, wie sie auf ihrem eigenen Altar liegt; tschechisch-reformierte Gemeinden des inneren Böhmens haben für eine deutsche lutherische Gemeinde 600 Mark dargebracht. Wohl sind die Nöte in der ganzen weiten Diasporakirche noch übergroß, und mit vollem Recht konnte der Kultusminister in Wien, als der Vorstand der siebenten Generalsynode im Herbst vorigen Jahres ihm dankte für die der evangelischen Kirche bewilligte Erhöhung des Staats-Pauschals, antworten: er wisse wohl, das sei nur ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein. Der evangelischen Schule Oesterreichs, über die Senior Eckart (Graz) ein vorzügliches Referat geliefert hat, möchte man in den Vereinen mehr Berücksichtigung zugewendet sehen, als dies jetzt bei den allermeisten geschieht. Der von Synesius Fischer (Außig) ins Leben gerufene Luther-Verein hat schon mancher Gemeinde das Gewissen geschärft, die daran war, ihre evangelische Schule eingehen zu lassen. Unter den mannigfachen Wohltätigkeitsanstalten der evangelischen Kirche Oesterreichs sei hier auf eine hingewiesen, deren Tätigkeit für die Diaspora ganz besonders wichtig ist, das Diakonissenhaus zu Gallneukirchen bei Linz; seine Schwestern stehen auf Stationen, die von den Alpenländern bis zum Erzgebirge reichen. Das Anstaltsgebäude hat angebaut werden müssen, und noch ist eine schwere Bauschuld abzutragen.

Die Evangelische Bewegung darf jetzt auf ein Jahrzehnt zurückschauen. Was einst als Tageserscheinung aufgefaßt werden konnte, hat Bestand erhalten. Nirgends sind in dem ganzen Zeitraum Massenübertritte vorgekommen, aber die Bewegung zeigt stetigen Fortgang. Das erklärt zur Genüge den Groll unserer Gegner, die sich redlich Mühe gegeben haben, der Bewegung ein Ende zu bereiten.*) Unsere Glaubensbrüder in Oesterreich haben in dem Jahrzehnt reichlich Erfahrungen gesammelt. Heute werden keine Kirchbauten mehr unternommen, die mit denen der Papstkirche wetteifern sollen. Man hat gelernt, bescheidene Andachtsstätten zu bauen, oft Pfarrhaus und Betsaal unter einem Dach; wächst die Gemeinde, so kann ein eigner Kirchbau noch immer folgen. Aber auch hierfür wird reichliche Unterstützung erbeten. Heute nimmt Steiermark unser Interesse besonders in Anspruch. Leoben hat im Anfang September den Grundstein für seine Kirche gelegt; eine Aufgabe in noch größerem Umfang steht in Graz bevor. Die alte Kirche aus dem Jahr 1825 reicht nicht mehr aus für die stark angewachsene Gemeinde, am rechten Mur-Ufer soll die zweite evangelische Kirche erbaut werden, der Bauplatz ist angekauft, die Bausumme bleibt aufzubringen. Auch das ist eine Folge der zahlreichen Eintritte in die dortige evangelische Gemeinde.

Oesterreich hat auf der Straßburger Hauptversammlung die beiden großen dort zu verteilenden Gaben erhalten. Die Eiskellergemeinde Fürstenfeld in Steiermark hat am 12. Juli 1908 ihre schöne Kirche einweihen können, das Pfarrhaus steht schon seit etlichen Jahren; die Bauschuld vom Kirchbau dürfte nahezu vollständig getilgt sein, da die diesmalige Gustav Adolf-Kindergabe, die der Bremer Pastor Zaulek gesammelt hat (17 200 Mark), für den Kirchbau von Fürstenfeld bestimmt worden ist.

Die Abstimmung über die große Liebesgabe hat diesmal den Höhepunkt der Tagung gebildet. Der Zentralvorstand hatte in Vorschlag gebracht: Sao Leopoldo im Staate Rio Grande do Sul in Südbrasilien, Habinghorst im Kreise Dortmund in Westfalen und Kreisch in Siebenbürgen. S. Leopoldo braucht eine neue Kirche, Habinghorst ist eine junge Industriegemeinde, wo Kirche und Pfarrhaus zu errichten ist, Kreisch hat am 16. August d. J. seine Kirche eingeweiht, aber noch belastet mit 40 000 Kronen Bauschuld. Es ist nun eine alte Erfahrung, daß die Hauptversammlungen wenig Neigung haben, die Liebesgabe für Schuldentilgung zu bewilligen. Zudem hatte der Generalsekretär des Zentralvorstandes Pastor Braunschweig der Versammlung ein ausführliches Referat**) über seine Reise in die Diaspora Südbrasiliens erstattet, für die Auslandsdiaspora war damit vorgearbeitet gewesen. Gleichviel, die Entscheidung ist anders ausgefallen. Schon seit Jahren war der Wunsch laut geworden, es möge wieder einmal eine Gemeinde Siebenbürgens in die Terna eingesetzt werden; diesmal im Jubiläumsjahre des Kaisers Franz Josef war es geschehen. Es war eine nationale Kundgebung, die auf alle Teilnehmer tiefen Eindruck gemacht hat, als hier an der Westgrenze des Reiches mit einer Stimmenzahl, die selten noch von einer Gemeinde erreicht worden ist, die Liebesgabe (22 600 Mark) für die Gemeinde in dem von magyarischem Uebermute viel geplagten Siebenbürger Sachsenlande bestimmt wurde; auf Kreisch fielen 232, auf Habinghorst 51, auf S. Leopoldo 12 Stimmen. Bischof D. Teutsch aus Hermannstadt konnte bewegten Herzens den Dank seiner Landsleute ausdrücken.

Hier aber sei mit aller Wärme der Wunsch ausgesprochen, daß das bei der Abstimmung unterlegene Habinghorst, dessen Arbeiterbevölkerung noch in starkem Wachsen begriffen ist, von den Vereinen für die nächsten Jahre ganz besonders berücksichtigt werden möge.

---

*) Herr August Scherl hat kürzlich in der in seinem Verlag erscheinenden Berliner Zeitung, dem „Tag", seine Abonnenten über die Evangelische Bewegung und die Tätigkeit des Gustav Adolf-Vereins in Oesterreich durch den Abgeordneten Erzberger belehren lassen. Der Artikel ist des Verfassers würdig.

**) Wenn das Referat im Druck erschienen sein wird, soll in diesen Blättern das so sehr wichtige Thema der Auslandgemeinden eine besondere Behandlung finden.

3. Die Diaspora in Elsaß-Lothringen

Ein Bericht über die Straßburger Hauptversammlung könnte aber nicht für vollständig gelten, wenn er die Diaspora des Reichslandes mit Stillschweigen übergehen wollte; hat doch die Versammlung den Zweck verfolgt, die Aufmerksamkeit des Gustav Adolf-Vereins mehr als bisher auf das Diasporagebiet längst der Westgrenze des Deutschen Reichs hinzulenken. Es gibt weite Landstriche, in denen Jahrzehnte hindurch in den Bevölkerungsverhältnissen und in der Stellung der Konfessionen zu einander eine merkliche Veränderung kaum eintritt. In Elsaß-Lothringen ist dies anders. Zumal im nördlichen Teil des Landes, in Deutsch-Lothringen, werden durch deutsches Kapital noch alljährlich neue industrielle Anlagen ins Leben gerufen, die überraschend schnell große Arbeitermassen, Deutsche und Ausländer herbeilocken; dadurch entstehen dort oft innerhalb weniger Jahre große Diasporagemeinden, für deren geistliche Versorgung erst noch Alles beschafft werden muß. Es ist der gleiche Vorgang, den wir aus der Diaspora des Rheinlandes und Westfalens zur Genüge kennen, der aber zumal in Deutsch-Lothringen darum so scharf zu Tage tritt, weilder Prozentsatz der evangelischen Bevölkerung im Reichsland soviel geringer ist als im Reichsland oder in Westfalen. Notstände, denen an einem Orte abgeholfen ist, treten alsbald an zwei oder drei anderen Orten wieder auf. Leicht ist die Pastorierung solcher neu entstehenden Diasporagemeinden inmitten einer aus aller Herren Länder zusammengelaufenen Arbeiterbevölkerung auch nicht; aber für junge Theologen, die den Willen haben, sich für ihren Lebensberuf Erfahrung zu sammeln, bilden sie eine treffliche Schule.

Montigny-Sablon bei Metz am rechten Moselufer, das vor Jahren viel genannte, ist heute schon auf fast 4000 Seelen angewachsen und braucht zu einem Pfarrer noch einen Vikar; Longeville bei Metz am linken Moselufer hat am Vorabend der Straßburger Versammlung seine Kirche einweihen dürfen, aber zwischen Longeville und Metz ist schon wieder eine neue Stätte der Diaspora entstanden, Devant-les-Ponts, wo sich die Arbeiterbevölkerung von Metz sammelt und ein Kirchbau nötig wird. Deutsch-Oth, dicht bei der Luxemburger Grenze, muß noch immer zu seinem Pfarrhaus sammeln; in seiner Filiale Aumetz haben arme Bergleute 1500 Mark für ihren Kirchbau dargebracht, aber 50000 wird der Bau kosten. Diedenhofen hat Nieder-Jentz als eigene Pfarrei abgezweigt, hat aber immer noch 4 Filialen mit Gottesdienst und Religions-Unterricht zu versorgen; der Pfarrsprengel umfaßt 300 Quadratkilometer. Feutsch, Filiale des früher oft genannten Hayingen, muß an einen Kirchbau denken, für den erst ganz unzureichende Mittel vorhanden sind, und hat selbst viele Außenorte zu versorgen. Kreuzwidd, zwischen Forbach und Bolchen gelegen, hat erst eine Maschinenhalle des dortigen Kohlenbergwerks für seinen Gottesdienst benutzt; da diese gar zu unwirtlich war, erbat man sich von der politischen Gemeinde einen Bureauraum und benutzt jetzt den Gemeindesitzungssaal, aber der Kirchbau ist auch dort nicht zu umgehen. St. Marie aux Chênes auf dem linken Moselufer, Filiale von Hayingen, sammelt seine Bergleute und Grenzbeamten alle 14 Tage zum Gottesdienst in einem Zeichensaal des Schachtgebäudes, auch die Evangelischen von St. Privat gehen dorthin zur Kirche. Rombach ist heute noch Filiale von Groß-Moyeuvre, hat aber selbst schon 3600 Seelen, die über 18 katholische Ortschaften verstreut sind. Da muß denn, wo evangelischer Religionsunterricht in den Schulen nicht erteilt wird, der Wanderlehrer eintreten, der von Metz kommend mit der Bahn oder dem Fahrrad den Bezirk durchkreuzt; ein zweiter Wanderlehrer unternimmt seine Fahrten von Diedenhofen aus. Endlich wäre auch noch der Konfirmandenanstalt Lixheim zu gedenken. Es ist ein weites Gebiet für die Arbeit des Gustav Adolf-Vereins, und wir müssen nur wünschen, daß die Straßburger Versammlung dazu beigetragen haben möge, diesem Teil der Diaspora neue Freunde zu gewinnen.

Rudolf Weil

Verschiedenes

Zur Trennung von Kirche und Staat in Genf. Am 22. September ist die neue Kirchenorganisation in Genf vom Volke angenommen worden. Der ursprüngliche Entwurf der Kommission, der in Nr. 21 besprochen wurde, hat nicht unwesentliche Aenderungen erlitten, bevor er dem Volke zur Abstimmung vorgelegt wurde. Die Konstituante, der die endgültige Fassung oblag, hat nämlich unter dem Druck der Volksstimmung der neuen Organisation den Charakter einer nationalen Volkskirche doch gewahrt, der durch die freikirchliche Tendenz des ersten Entwurfs bedroht war. Dies in der Weise, daß die Kirche als Mitglieder Alle aufnimmt, die sich als zu ihr gehörig betrachten. Von diesen Mitgliedern werden aber die Wähler unterschieden, als welche die Kirche nur die anerkennt, die sich spontan oder auf die Einladung der Kirche in die kirchlichen Wahllisten eintragen lassen. Durch diese Unterscheidung zwischen Mitgliedern und Wählern ist, unter gegenseitigen Opfern, der Zwiespalt zwischen den Anhängern einer Volkskirche und denen einer Bekenntniskirche überbrückt worden. Jene befriedigten sich mit der Offenhaltung der Kirche fürs ganze Volk, diese sahen ihr Postulat wenigstens einigermaßen anerkannt durch die Forderung einer persönlichen Erklärung von Seiten der Wähler. Das Stimmrecht der Frauen wurde ebenso wie das der Fremden vorläufig zurückgestellt, um einer Agitation gegen die Vorlage keine faßliche Handhabe zu bieten; immerhin hat das Konsistorium den Auftrag, für eine kommende Partialrevision die Aufnahme dieser Artikel vorzubereiten. Eine bisher nicht dagewesene, relativ starke Beteiligung des Volks an der Abstimmung hat nicht nur der stets noch drohenden Initiative gegen das Trennungsgesetz das Wasser abgegraben, sondern hat vor allem in deutlicher Weise zum Ausdruck gebracht, daß das Volk gewillt ist, einen starken protestantischen Block in Form einer Landeskirche aufrecht zu erhalten. Wieviel wirkliches religiöses Leben dieses Bestreben deckt, wird die Zukunft lehren. Von der Annahme der Organisation droht der hiesigen Freien Kirche ein Schisma, indem ein Teil für den Anschluß ist, während ein anderer einen solchen Abfall mit allen Donnern einer intransigenten Orthodoxie verdammt.
A K

Die rechtliche Stellung der Gemeinschaftsbewegung. Zu meinem Artikel in Nr. 39 hat ein Freund der Gemeinschaften mitgeteilt, daß nach seiner Kenntnis der Dinge nicht ganz selten Fälle vorgekommen sind, in denen die Eintragung einer Gemeinschaft ins Vereinsregister verweigert worden sei. — Wichtiger ist, daß die endgültige Entscheidung jetzt gefallen ist. Das Kammergericht hat am 1. August 1908 den Beschluß des Konitzer Landgerichts aufgehoben; das Gemeinschafts-Schwesternhaus in Vandsburg (und nun auch der Brüderverein dort) bleibt im Handelsregister verzeichnet. Die Begründung, welche das Kammergericht gegeben hat, ist ganz formal-rechtlich. Die Lösung kann nur erfolgen, wenn ein Mangel im urkundlichen Inhalt des fraglichen Gesellschaftsvertrags vorliegt. Das ist nicht der Fall. Daß nach den Ergebnissen der vom Landgericht veranlaßten Beweisaufnahme des Gemeinschafts-Schwesternhaus tatsächlich die Ziele einer Religionsgesellschaft verfolgt, genügt nicht zur Löschung. Also bleiben künftig die Gemeinschaften, wenn sie nur nicht in ihrem Gesellschaftsvertrag aussprechen, daß sie Gemeinschaften mit eigener kirchlicher Verfassung zum Zwecke der Ausübung des Gottesdienstes sein sollen, rechtlich unangefochten. Das ist gut so; die Entwicklung muß sich lediglich nach der inneren Notwendigkeit vollziehen. Vielleicht lassen sich die Gemeinschaften die ganze Sache zum Memento hinsichtlich ihrer Stellung zur Landeskirche dienen; dann wäre sie nicht nutzlos gewesen. Hoffnung darauf geben die bisherigen, den Sachbestand ganz verzerrenden Aeußerungen von Gemeinschaftsseite (siehe besonders „Auf der Warte", soeben ausgegebene Sondernummer) freilich nicht.*)
Schian

Jugendschriften von Agnes Sapper. Stuttgart, Gundert. 1. Das erste Schuljahr. Zweite Auflage 1904. 1,20 Mk. 2. Gretchen Reinwalds letztes Schuljahr 1902. 2,80 Mk. 3. Für kleine Mädchen. Zehn Erzählungen. Zweite Auflage 1905. 1,20 Mk. 4. Das kleine Dummerle u. A. Erzählungen 1905. 3 Mk. 5. Die Familie Pfäffling. 1907. 3 Mk. Die Preise gelten sämtlich für Leinenband.

Die Mutter unter ihren Kindern. Von Agnes Sapper. (Für Mütter.) Stuttgart, Gundert 1895. Gebunden 2,40 Mk.

Viel zu wenig bekannt, besonders in Norddeutschland, sind alle diese Bücher, die zu dem Besten gehören, was je in Deutschland der Jugend geboten wurde. Vielleicht erscheint dem heutigen Geschmack die Ausstattung zu einfach (keine Illustrationen), und für diese Einfachheit sind die Bücher z. T. etwas teuer. Aber welche Fülle von Lebensweisheit, von Lust und sprudelndem Humor steckt in den schlichten Geschichten, die eine frischquellende Phantasie hervorgezaubert hat! Meine Kinder und ihre Freunde habe ich nie glücklicher gesehen, als bei diesen so recht zum Vorlesen geeigneten Büchern. Am meisten Verwandtschaft hat die Verfasserin wohl mit der Spyri — mir ist die Sapper noch wertvoller. Sie führt intimer hinein in das deutsche Haus — ich könnte mir denken, daß ein Ausländer das spezifisch Deutsche im Familienleben nirgends feiner durchfühlen würde. Die beiden zuletzt erschienenen Bändchen: „Das Dummerle", „Die Familie Pfäffling" sollten in keinem Kinderhause fehlen. Wie

*) Der Herausgeber darf hierzu, wie auch zu dem Artikel in Nr. 39, nicht unbemerkt lassen, daß er in keinem Sinne einer Auffassung zustimmen kann, die den Gemeinschaften ein freiwilliges Ausscheiden aus der Kirche nahe legt. Das muß später einmal von ihm begründet werden.

anschaulich sind die Handwerkergeschichtchen: „Hoch droben“, ein wahres Kabinetstückchen von einem gefährdeten Dachdecker, oder das „Wunderkind“ mit dem kuriosen kleinen Schneiderlein. Könnte die Not in der Groß-Industrie den Kindern besser nahe gebracht werden als durch die Puppenarbeiter „im Thüringerwald“? Und doch liegt die Stärke der Verfasserin in der Schilderung feinster und tiefster Bildung, wie wir sie bei uns auch jetzt noch in „schlichten Verhältnissen“ vorfinden. Wenig Geld, viele Kinder, viele Verlegenheiten — aber welche Tüchtigkeit, welche Heiterkeit, welches Glück birgt „Die Familie Pfäffling“, das Haus des armen kunstbegabten Musiklehrers! Kirchliches Christentum tritt nur gelegentlich hervor, aber innige Frömmigkeit durchweht das Ganze und wirkt umso tiefer, da sie sich nirgends aufdrängt. J Weizsäcker

Kleine Mitteilungen. Die Verfasserin von „Kinder aus Dorf und Stadt“ (vgl. Nr. 40, Sp. 978) ist einer freundlichen Berichtigung unserer früheren Angabe zufolge nicht die bekannte Elise Averdieck (über diese vgl. Elise Averdieck. Zum 100. Geburtstag, ein Gruß an ihre Freunde. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses 1908. 32 S. 40 Pfg.), sondern deren gleichnamige Nichte Elisabeth.

Die Aufsätze Webers über den Religionsunterricht der höheren Schulen und die evangelische Kirche, gegen die unser heutiger Artikel sich wendet, haben auch von Erich Haupt in Halle eine abweisende Antwort erfahren, vgl. Deutsch-evangelische Blätter 1908, Heft 9, S. 636—52, und nochmals infolge der Anträge, die in Webers Sinn bei den Provinzialsynoden gestellt werden sollen, Heft 10, S. 714—23. Auf den ersten dieser beiden Artikel erwidert Weber soeben in der „Reformation“ Nr. 41, S. 642—46. St

Vom 6. bis 8. Oktober hat in Eisenach die Jahresversammlung der Freunde der Christlichen Welt stattgefunden. Von goldenem Sonnenschein und der ganzen Pracht des Herbstes umleuchtet. Die Verhandlungen setzten kräftig genug ein mit der Kritik unsres Laien an der Theologie der Christlichen Welt. Ich wollte, wir hätten eine derartige offene Rede aus Laienmunde, so oft wir zusammenkommen. Nicht als ob wir unmittelbar so viel daraus lernen könnten. Wir Theologen können und dürfen uns nicht einfach auf Laienstandpunkt stellen. Aber wir haben beiderseits noch nicht das richtige selbstverständliche Verhältnis. Und es bleibt für uns Theologen unendlich lehrreich zu erfahren, was ein solcher „Laie“, der nun eine gute Weile mit uns gegangen ist, uns noch zu sagen für nötig hält, woran ihm der Verstand und woran ihm das Herz hängt. Vivat sequens! möchte ich rufen; so hat dieser Vertreter einer ganz bestimmten Laienschicht zu uns geredet, möchte nun ein weiterer Redner uns die Stimmung und Gesinnung einer anderen Gruppe offenbaren. Wahrlich nicht uns zum Schauspiel nur, aber freilich mit der Geduld, daß wir Theologen uns unsrer Eigenart nicht gleich entäußern werden. Gewisse Forderungen, die Laien gern bei solcher Gelegenheit an uns richten, müssen unsre Laien selbst erfüllen, gewisse Kämpfe selber kämpfen. An unsrer Bundesgenossenschaft soll es dann nicht fehlen. Die Arbeitsteilung bleibt; mag nur die Fühlung, das Hand-in-Hand-gehen zunehmen! — Ueber die christlichen Gewerkschaften werden wir hoffentlich bald einmal beim Evangelisch-sozialen Kongreß die öffentliche Fortsetzung unsrer Debatte haben. Und den Vortrag über Monismus und Monotheismus wird der Redner sicher demnächst einem wissenschaftlichen Publikum zugänglich machen. Dabei sei erwähnt, daß Titius' Vortrag über Kalthoff, den er 1907 in Marburg den Freunden hielt, soeben erschienen ist: gesehen habe ich ihn noch nicht und kann über Titel usw. heute noch nicht Auskunft geben. R

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Lic. Stephan in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Dienstag 27. Oktober: Das notwendige Liebeswerk der Christlichen Welt. Pfarrer Stier.

Dresden. Mittwoch 28. Oktober 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Die Reformbewegung in der armenischen Kirche. Pfarrer Stier.

Görlitz. Donnerstag 29. Oktober 8 Uhr, Hotel zur Krone: Bericht über die Versammlung in Eisenach. Pastor Bornkamm.

Halle a. S. Die Leser der Christlichen Welt und Freunde modern-protestantischen Christentums in der Stadt **Halle** werden gebeten, zwecks **näheren Zusammenschlusses** sich am 23. **Oktober abends 8 Uhr im Evangelischen Vereinshause „Hotel Kronprinz“** einfinden zu wollen.

Leipzig. Donnerstag 29. Oktober 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Petersstraßenpassage): Die Reformbewegung in der armenischen Kirche. Pfarrer Stier.

Lüttringhausen. Montag den 19. Oktober 5 Uhr Düringer Hof: Probleme des Monismus und einige Lösungsversuche seiner modernen Vertreter. Lehrer Chr. Meyer-Lennep. — Gäste willkommen.

Plauen i. V. Montag 26. Oktober $^1/_2$9 Uhr, Hotel Plauener Hof: Kirchliche Verhältnisse in Armenien. Pfarrer Stier.

Geschichte des Reiches Gottes bis auf Jesus Christus

von Professor D. Dr. **Eduard König**

Geb. M. 4.80

Ein ganz hervorragendes Werk, das mit geradezu peinlicher Gewissenhaftigkeit in allen einschlägigen Fragen auch die Forschungen und Ausgrabungen der neuesten Zeit berücksichtigt. Eine wahre Fundgrube für alttestamentliche Forschungen.

Berlin W. 9 **Martin Warneck**, Verlag

Frau Pastor Jeep, Hallerode-Wernigerode, Harz, Luisenstraße 31 nimmt **Erholungsbedürftige** in ihrem, im oberen Hallerode direkt am Walde gelegenen Hause zu jeder Jahreszeit auf. Ruhige, staubfreie Lage, ausgezeichnete Luft. (Beschränkte Gästezahl.)

Cassel, **Evangelisches Fröbelseminar** verbunden mit Erziehungsheim: **Reformpensionat für Töchter der gebildeten Stände.** Staatlich konzessioniertes Kindergärtnerinnen - Seminar, Ausbildung zur Leiterin, Volkserzieherin und Kinderkrankenpflegerin. Im Juli von Kgl. Regierung empfohlene **„Fröbelkurse“** für Lehrer und Lehrerinnen. Näheres siehe **„Arbeit im Fröbelseminar Cassel“** von Hanna Mecke, zu beziehen durch die Anstalt.
Das Kuratorium

Lichtbilder zum **Reformationsfest**

Folgende Serien mit vollst. Vortragstext bekannter Autoren stehen zum beigefügten Preis leihweise zur Verfügung:

Luther (Buchwald) 60 B. Mk. 9.— dass. Auswahl 40 B. Mk. 6.—.
Leben Jesu in deutscher Kunst (David Koch) 66 B. Mk. 9.—.
Auf Jesu Spuren durchs heilige Land (Paul Volz) 60 B. Mk. 8.—.
Rembrandt (David Koch) 42 B. Mk. 8.—.

Textheft zu jeder Serie Mk. 1.—

Frühzeitige Bestellung erbeten. Betr. **Kaufes** ganzer oder teilw. Serien hole man Preisangabe ein.

Th. Benzinger, Stuttgart

Das evangelische Pfarramt Diedenhofen in Lothringen sucht zu sofort (bezw. später) einen **Hilfsgeistlichen.** Gehalt 2500 Mk. Auskunft erteilt **Pfarrer Dr. Hallier.**

Ingeborg Maria Sick
Von Erde bist du genommen.
5 Novellen: Bärbel – Im Land Tirol – [illegible] – Käthi von Goldwin. – Der Letzte des Geschlechts. – Deutsch von Pauline Klaiber.
Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart

Preis fein gebunden M 5.—

Verlag von Otto Schulze in Cöthen (Anhalt)

O. Flügel, Monismus und Theologie

3. umgearbeitete Auflage der spekulativen Theologie der Gegenwart. 1908. XVI, 413 S. Preis 7.— Mk., gebunden 8.— Mk.

Flügel erörtert in dem Buche die verschiedenen Richtungen des Monismus, namentlich seinen Einfluß auf die Theologie und die Fragen der Weltanschauung. Was den Verfasser dazu besonders befähigt, ist der Umstand, daß er das Studium der Philosophie, Theologie und theoretischen Naturwissenschaft seit Jahren zu verbinden gewohnt ist.

„Das Buch ist ein außerordentlich reichhaltiges Arsenal in der so brennend gewordenen Streitfrage und unentbehrlich für jeden, der sich mit ihr beschäftigt und darüber Klarheit wünscht.“
Theolog. Literaturbericht.

Von demselben Verfasser:

Die Probleme der Philosophie

und ihre Lösungen. 4. Auflage. Preis M. 4.50, bunden M. 5,50.

Eine Darstellung der Geschichte der Philosophie, die wie L. v. Ranke sie fordert, ähnlich wie eine Dogmengeschichte von der Chronologie absieht und den Stoff der Philosophiegeschichte um die einzelnen Probleme gruppiert, damit man mit einem Blick die Probleme selbst und all die versuchten Lösungen übersehen kann.

D. F. S. G. H.

Vornehm

modern und mit allen Neuerungen ausgestattet sind unsere preiswerten Nähmaschinen

Sturmvogel

Vollkommenste Nähmaschine der Gegenwart für Familiengebrauch, Schneiderei, Stickerei. Viele Verbesserungen, hochvollendete Konstruktion.

Fahrräder, Motorräder, Zubehörteile

Deutsche Fahrradwerke Sturmvogel, Gebr. Grüttner, Berlin-Halensee 178.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Evangelische Freiheit

Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur

Herausgegeben von

Professor D. **O. Baumgarten** in Kiel

8. Jahrgang. **Heft 9** (September-Heft):

Notizen — Hinter den Kulissen. Von F N. — Der pastorale Eifer. Von Pfarrer a. D. Bossert in Hirsau — „Freie Texte in Württemberg an den Trinitatissonntagen 1907.“ Ein Beitrag zur Perikopenfrage aus der Praxis. Von Pfarrer Goes, Langenbeutingen — Ueber Konfirmanden Analysen (Schluß). Von Superintendent Dr. O. Lorenz in Weißenfels — Gottschicks Homiletik. Von Prof. D. Schian in Gießen — Gemeindehelferinnen. Erwiderung. Von Past. Heinz, Breslau — Aus dem theologischen Krebsbüchlein — Kirchliche Chronik: Unsere innere Politik im Sommer 1908. I: Fall Schücking. Fortbestand der Blockpolitik. Ausfall der preuß. Landtagswahl. Die Stellung der preuß. Parteien zu Religion, Kirche und Schule. Die Sozialpolitik in diesem Halbjahr: Die freie kirchlich soz. Konferenz. Der Evangelisch-soziale Kongreß. Von Professor D. O. Baumgarten in Kiel.

Preis des Jahrgangs von 12 Heften Mk. 6.—
Einzelpreis des Heftes Mk. —.75

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire

Heinrich Lhotzky,

vom Erleben Gottes

Auszüge aus seinen Werken. Soeben im Verlage KARL ROBERT Langewiesche in Düsseldorf erschienen. Preis EINE Mark 80 Pfennig.

Es sind hohe und weite Gedanken, die Heinrich LHOTZKY auszusprechen gegeben sind. Gedanken, die schlicht und einfach daherkommen wie Kinder. Und die doch DEN durchaus erschüttern können, der ihnen nachdenkt. Nicht für die Vielen ist das Buch. Aber die Wenigen, DENEN DES ERNST IST, mögen es prüfen. Die guten Buchhandlungen legen es ZUR ANSICHT vor.

Die Weltreligion

Büchlein 50 Pfg.

Soll Jedermann lesen

Verlag Gust. Schönherr Breslau 13

Florenz **Deutsch - Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A,** frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. **Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.**

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein

für evangelisch-kirchliche und soziale Wohlfahrtspflege

bietet ernst gesinnten evangelischen Frauen und Mädchen mit höherer Allgemeinbildung im Alter von 20—30 Jahren **unentgeltliche Ausbildung** (incl. Wohnung und Beköstigung) zur **selbständigen Berufsstellung als Diakonieschwestern** in der evangelisch-kirchlichen Gemeinde- und sozialen Wohlfahrtspflege.

Zweijähriger Kursus. (1 Jahr Ausbildung im Volkspflegeseminar in Dieringhausen, 1 Jahr Ausbildung in der Krankenpflege.)

Eintritt kann **ev. sofort** erfolgen.

Desgl. bildet der Rhein.-Westf. Diakonieverein **ernst gesinnte evangelische strebsame junge Männer** mit guter Volksschulbildung im Alter von 18—25 Jahren **unentgeltlich** (unter Gewährung von freier Wohnung und Beköstigung) **zu Gemeindehelfern,** Jugendhelfern, Erziehungsgehülfen etc. aus.

Dreijähriger Kursus in der Diakonenschule (Waisenheim) zu Wolf a. d. Mosel. Eintritt erfolgt ev. am 1. Oktober cr.

Anfragen und **Anmeldungen** sind portofrei unter Beifügung des Rückportos an den Vorsitzenden des Vereins, **Pfarrer Heim in Lennep** (Bez. Düsseldorf) zu richten.

Soeben erscheint im Verlag von **Eugen Strien** in **Halle** (Saale):

Die Auferstehung Christi und die radikale Theologie

Die Feststellung und Deutung der geschichtlichen Tatsachen der Auferstehung des Herrn durch die fortgeschrittene moderne Theologie (Arnold Meyer und H. Holtzmann) in kritischer Beleuchtung.

Von **Theodor Korff**

VIII und 258 Seiten. gr. 8°. Preis Mk. 4,50

Das vorstehend angezeigte Werk wird voraussichtlich die lebhafte Aufmerksamkeit der verschiedenen theologischen Richtungen auf sich lenken. Eine fesselnde Streit- und Lehrschrift in glücklicher Vereinigung weist das Buch einerseits die Mängel und Irrtümer der von der radikal-modernen Theologie unternommenen Feststellung und Deutung der geschichtlichen Tatsachen der Auferstehung Christi aufs schlagendste nach und führt es andererseits eine Reihe wichtiger Kontroversfragen in lichtvoller, überzeugender Darlegung und Beweisführung unter Geltendmachung zahlreicher neuer Gesichtspunkte einer endgültigen Entscheidung zu.

Das leicht lesbare, von Anfang bis zu Ende interessante Buch ist so geschrieben, daß jeder gebildete, klar denkende Laie der Darstellung mit vollem Verständnis zu folgen vermag und in den Stand gesetzt wird, ein selbständiges Urteil über die schwebenden Streitfragen zu gewinnen. Kein wissenschaftlich Gebildeter, der den literarischen, geschichtlichen und psychologischen Problemen der Auferstehung Christi ein regeres Interesse zugewandt hat, wird diesen sachkundigen, durchaus objektiven, im ausschließlichen Dienst der Wahrheit stehenden Untersuchungen seine Beachtung versagen dürfen.

Land-Erziehungs-Institut „Heimgarten“

Jugenheim a. d. Bergstraße

Ersatz des Elternhauses für Mädchen, vom zartesten Alter an. Staatlich konzessionierte Privatschule. Beschränkte Anzahl Zöglinge. **Individuelle Erziehung und Pflege.** Pensionspreis von 500—950 Mk. Vorsteherinnen **Elisabet Griecke, Käte Bomborn.**

Vorzügliche Referenzen.

Damen geb. Stände (20—30 J.), die als **Schwestern** in der **Volkspflege** (Volkserziehung und -Bildung, Fabrikpflege) beruflich tätig sein möchten, vermittelt der

Diakonieverein „Arbeiterinnenfürsorge“

Dieringhausen, (Bez. Cöln a. Rh.)

Ausbildung für praktisch-soziale Arbeit (evtl. unentgeltlich) im **Volkspflegeseminar Dieringhausen.**

Damen von 16 Jahren an bietet das Seminar mit Kochschule, Nähstube, Garten und Kindergarten gründliche **Vorbildung** für den Pflichtenkreis **der Hausfrau und Mutter.** Pension incl. Unterricht jährlich 800 Mk., 1/2 jährlich 500 Mk. Geprüfte Lehrkräfte.

Prospekte und Satzungen durch den Vorstand des Vereins.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg